

Merseburger Correspondent.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Bezugspreis: Vierteljährlich 1,20 M. beim 1,50 M. einschließlich Bringerlohn; durch die Post bezogen Vierteljährlich 1,62 M. einschl. Bestellgeld. Einzelnummer 10 Pf.
— Fernsprecher Nr. 324. —

Gratisbeilagen:
Illustriertes Unterhaltungsblatt
Landwirtsch. u. Handelsbeilage
Wissenschaftliches Monatsblatt
Lotterielisten — Kurzzettel

Angewandte für die ein-...
Raum 20 Pf., im Wochenblatt 40 Pf., Schriftwechsel und
Nachmeldungen 20 Pf. mehr. Preisvorschrift ohne Verbind-
lichkeit. Schluss der Anzeigen-Nachnahme 9 Uhr normirtags.
— Geschäftsstelle: Delgrube 9. —

Nr. 20.

Sonntag den 24. Januar 1915.

41. Jahrg.

Das Luftbombardement ist nicht völkerrechtswidrig. — Ein britischer Handelsdampfer von einem deutschen Unterseeboot versenkt. — Fortschritte unserer Truppen in Rußisch-Polen.

Was will England in Afrika?

Die Öffentlichkeit hat bisher den Vorgängen so wenig Beachtung geschenkt, die sich an den Plätzen in Afrika abgepielt haben, wo es den Engländern gelungen ist, im Kolonialkrieg Fuß zu fassen. Bekanntlich ist ihnen das außer in Togo in einer Reihe von Kameruner Küstenplätzen sowie in Lüderichbucht in Südwestafrika gelungen, also in offenen, unverteidigten Orten. Gegen die 60 Soldaten in Duala wurden nach längerer Beschießung 14 000 Mann angelekt!

Die Hineintragung des Krieges in die afrikanischen Kolonien war an sich bereits ein Verbrechen, das im schroffsten Gegensatz zu dem Inhalt und Sinn der Kongoaakte stand. Belgien, das den Kongostaat zu verlieren hatte, hat es versucht, eine Neutralisierung des konventionellen Kongobekens, zu dem auch große Teile von Kamerun und von Ostafrika gehören, während des Krieges zu erreichen. Frankreich willigte ein, England aber hatte nur ein glattes Nein, worauf auch der französische Botschafter seine Zusage zurückzog.

Das war der Anfang! Nun dürfte kein Einseitiger darüber im Zweifel sein, was es für das tropische Afrika bedeutet, wenn sich hier vor den Augen der Eingeborenen das Schauspiel eines Vernichtungskampfes zwischen weißen Wölfen abspielt. In Afrika, wo es nur das Prestige der weißen Haut war, das einer Hand voll Europäer die absolute Herrschaft über Millionen schwarzer Menschen sicherte. Dieses Mißverhältnis der vollkommenen Beseitigung des europäischen Einflusses in Zentralafrika auf Jahrzehnte hinaus, wenn nicht für immer, das Mißverhältnis der Kulturarbeit von Jahrzehnten an dem langsam von Sklaverei, Mord und Seuchen gezeichneten Afrika zu zerstören und die Ausbeutung Afrika dadurch wieder in die Barbarei der Vergangenheit zu stürzen: all das nahm England fasten Person auf sich, um den verhassten deutschen Einfluß zu brechen. Dasselbe England, das „namens der Menschheit“, die treibende Kraft im Kampfe gegen den Sklavenhandel war, das alljährlich unbegrenzte Summen für Missionszwecke opferte, stellte alles in Afrika Erreichte in Frage, indem es den Krieg nach Afrika hineintrug.

Wo liegt da der tiefere Grund?
Denn es ist doch klar, daß ein in Europa siegreiches England sowieso Herr der deutschen Kolonien wäre. Weßhalb dann aber diese riesigen, kostspieligen Anstrengungen, indem es, ungerechnet die tausend Kriegsschiffe und 10 000 Mann, gegen Deutsch-Ostafrika sogar 25 000 Mann weiße und indische Soldaten ansetzt und sich die Besetzung Togos allein 60 000 000 Mark kosten läßt?

Nach glaube, kein Verhalten in den besetzten Plätzen gegen die Zivilbevölkerung ist die Antwort, und die heißt: rücksichtslose, brutale Vernichtung jedes deutschen Menschen bei den Millionen von Eingeborenen. Die Absicht, auch einen siegreichen Deutschland die Arbeit an der Eingeborenenbevölkerung zur späteren Unmöglichkeit zu machen!

Das oberste Geheiß der Massentötung heißt in Afrika: schübe das Ansehen des weißen Mannes, und sei es des geringsten; denn was dem einzelnen Weißen an Unbill vom Schwarzen geschieht, dadurch wird weniger er selbst als die ganze Rasse getroffen. Und England? Es heißt, daß das, was den deutschen Zivilisten geschah, auf ausdrücklichen Befehl der Londoner Regierung erfolgte, nachdem die an Ort und Stelle be-

sindlichen englischen Offiziere und Beamten anfangs den zusehospitälischen Erwägungen in ihrem Verhalten gegen die deutschen Zivilisten Rechnung getragen haben. England hat, wo es konnte, die Deutschen auf die Stufe der Neger herabgedrückt. In Nairobi, in Britisch-Ostafrika, hat es die Deutschen zusammen mit den eingeborenen Verbrechern im Eingeborenengefängnis eingeschperrt, in Westafrika ließ es die weißen Kriegsgefangenen vor den Augen der Schwarzen hundertlang körperliche Arbeiten im Freien verrichten. Durch eingeborene Soldaten haben die Engländer, wie es heißt, den stellvertretenden Gouverneur in tagelangen Marsch in die Gefangenschaft erstorben lassen. Weiße Frauen wurden in Duala von schwarzen Soldaten in ihren Wohnungen verhaftet und abgeführt. Den Bezirksamtmann von Duala führten sie im Triumph durch die belebtesten Straßen von Duala zum Schauspiel für die jubelnden Dualaleute. Schwarze Soldaten waren die vorgeleiteten Wächter auf dem Leidenstuge nach England!

So zerstörte man in den Eingeborenen in raffiniert auf deren Dummheit aufbauender Weise die Anschauung von der Rassegleichheit der Weissen, so zeigte man ihnen, daß das große England weiße Menschen, wenn sie Deutsche seien, eben nicht mehr als Weiße anerkenne, daß sie, wie die Ostafrikaner von den verachteten Portugiesen sagen, nur „europäische Wilde“ seien!

Im Kopf des einfachsten Negers war es allmählich zum festen Anschauungsbeleg geworden, daß slage eine neue Macht stand, das nicht mehr wie früher weiß und englisch identisch war. Um diese Anschauung auszurotten, den verfluchten Eindringling der Macht der deutschen Konkurrenz in Negerblut zu bannen, deshalb zog England in den Krieg gegen die deutschen Zivilisten, deshalb erniedrigte es diese soweit wie möglich und führt sie den Eingeborenen mit Triumphhorstete vor: da steht sie, diese großmächtige Germans, unsere Sklaven sind sie! Wir das auserwählte Volk! Nur wir, die in Afrika berechnete Herrschaft! In Lüderichbucht kürzte englische Staatsweisheit alle Schwierigkeiten ab, indem es die im Vertrauen auf die Gültigkeit ungeschriebenen menschlichen Rechte zurückgebliebenen Zivilisten untergeschoblos, Männer, Frauen und Kinder in die Konzentrationslager Südafrikas überführte, nachdem es ihnen vorher ihr Bargeld abgenommen hatte.

Durch einen Teil der Presse und der Öffentlichkeit geht heute ein Gefühl, das uns einreden will, daß sie unmoral, daß sie unserer unwürdig! Obgleich sollen wir bleiben und an Gottes willen durch Gemütsausbrüche nicht unsere philosphische Erziehung verleugnen! Angefächts dieser dühelischen Hochzeiten, dieses sinn- und zwecklosen Indentretens des deutschen Namens, wagt man es, von Objektivität zu reden und weinerliche Tiraden über die Unmoral des Jasses zu führen?! Aber ja, es sind ja nur ein paar Deutsche, da weit unten in Afrika! Nicht angenehm für die Betroffenen, aber — na, im Krieg!

Hätten wir ihn nicht schon, diesen heißen Haß, glauben wir noch an die Nichtigkeit unserer Unmoralenhaften „Objektivität“, er müßte sich in uns entfressen, nach dem, was uns aus Afrika berichtet wird.

Civis germanus sum! Wird die Schande, die in Duala uhm den deutschen Namen und damit der Kultur durch England zugefügt ist, nicht so oder so gerächt und zwar in einer Weise, die dem schwarzen Element an Ort und Stelle zeigt, daß deutsche

Kraft und deutscher Wille doch noch mächtiger sind als Englands atavistische Willkür den Zivilpersonen gegenüber, dann sind wir nicht mehr wert, als Kolonialmacht aufzutreten, dann haben wir nicht mehr die Berechtigung, uns als Herrenmänner in Afrika aufzuführen. Aber sollen wir unsere Landsleute der Gefahr aussetzen, daß die Eingeborenen auf sie mit Fingern weisen, als auf Leute, die die Engländer einmal als „europäische Wilde“ behandeln konnten?

Zur Kriegslage.

Das Recht im Luftkriege auf deutscher Seite!

Die englische Presse hat den Angriff unserer Marinekraftschiffe auf die Dünkirchen Englands als völkerrechtswidrig bezeichnet, ebenso wie sie dies immerzeit bei der Beschießung englischer Küstenplätze durch unsere Kreuzer getan hat. Ihre Vorwürfe sind unbelen auch diesmal gänzlich unbegründet. Die deutschen Marinekraftschiffe haben sich streng im Rahmen der Haager Konventionsordnung (Artikel 25) und des Haager Abkommens über die Beschießung durch Seeuntertrücker (Artikel 1 und 2) gehalten. Das Ziel ihrer Operationen war der englische Küstenplatz Great Yarmouth; dieser gehört nach der amtlichen britischen monthly army list zu den „coast-defences“, den Küstenbefestigungen, die in Friedens- und in Kriegszeit von britischen Landwehrräften ohne weiteres beschoßen werden dürfen. Die anderen von ungenannten Luftschiffen auf ihrer Hin- oder Rückfahrt beschoßen englischen Klage haben sich dieses Sozial selbst zugunsten; denn von ihnen aus sind unsere Luftschiffe nicht beschoßen worden, so daß es dahinstellt bleiben kann, ob sie auch ohne dies als verteidigte Klage angesehen und übrigens haben englische Luftschiffe am 9. Dezember die unverteidigte Stadt Krefeld i. Pr. beschoßen und am 25. Dezember die unverteidigte bewohnte Insel Langoog mit Bomben bemoren, obwohl von dort keinerlei Angriff auf sie erfolgt war. Von einer vorherigen Ankündigung der Beschießung, wie sie in Art. 26 der Haager Konventionsordnung und in Artikel 2, Abs. 1, Artikel 6 des Haager Abkommens vorgesehen ist, kann nach der Natur des Luftkrieges wie nach der im gegenwärtigen Kriege durch die Luftfahrzeuge beider Parteien befolgten Praxis selbstverständlich keine Rede sein. Auch bei dem vorliegenden Anlaß ist es zu bedauern, daß dem Angriff Zivilpersonen zum Opfer gefallen sind. Aber eine solche Möglichkeit kann bei den auf dem Seeverkehrsteile nicht abstrahieren, alle völkerrechtlich zulässigen Mittel gegen einen Feind zu benutzen, dessen Kriegführung mit völkerrechtswidrigen Mitteln rücksichtslos auf die Bevölkerung unserer ganzen Volkswirtschaft hinarbeitet.

Wie die englische Presse sich über den deutschen Luftangriff tröstet.

London, 22. Jan. „Daily Mail“ findet es auffallend, daß bei dem Luftangriff die abgeworfenen Bomben, verhältnismäßig wenig an Zahl, von kleinerem Umfang waren. Der angerichtete Schaden sei von militärischen Gesichtspunkt aus nicht der Rede wert gewesen. Die Explosionskraft hätte weder Panik, noch Alarm unter der Zivilbevölkerung erzeugt. Die Unternehmung scheine daher auf den ersten Blick mit einem völligen Mißsto geendet zu haben. Aber es behelbe die Tatsache, daß Luftschiffe die englische Küste erreicht haben, indem sie die mondähnliche, windstille Nacht benutzten, und daß sie unversehrt heimgekehrt sind. Es steht aus, als ob sie nur relaxantiert hätten. Sie haben dann jedenfalls einige Daten gewonnen, die sie nach dieser Versuchsfahrt benutzen werden, und sie wissen jetzt genau, was sie bei ähnlichem Wetter tun können. Wir müssen uns vorbereiten und einen Versuch erwarten, bei welchem die Deutschen eine volle Ladung von Explosivstoffen und Bomben mitbringen werden.

Der Marinekorrespondent der „Times“ bespricht den deutschen Luftangriff und schreibt: Es ist möglich, daß die Deutschen durch den Angriff das Ansehen ihrer Luftschiffe, das durch die arniedrige Rolle der Luftschiffe bei dem englischen Angriff auf die deutsche Nordküste gelitten hatte, wiederherstellen und durch den

Angriff in England einen Zustand der Neutralität schaffen wollten, behaupten den Fortgang des Krieges zu beeinflussen. Man hoffte offenbar, dadurch die Abwendung von Verstärkungen nach dem Festlande zu verzögern. Das Gegenteil ist wahrscheinlich. Der Luftangriff sollte zwei Zwecken dienen: der Aufklärung und der Verschönerung. Er ist nur als eine Probe betrachtet zu betrachten, der bald weitere folgen werden. Das erste Ziel dürfte die wichtigen Eisenbahnknotenpunkte, die Städte, wo der Kriegseinsatz bereitgestellt wird, die großen Schiffswerften und Arsenale bilden. Die britischen Luftfahrzeuge müßten ebenso zur Abwehr zusammengezogen werden wie die Schiffe auf der See.

Nachlaß wurde schreibt im „Daily Telegraph“: Aus dem Angriff auf die mehr als 100 Städte kann man erkennen, wie wichtig die Luftschiffe sind. Wenn sie Bomben auf Chetlat, Scheersee oder selbst auf London, obgleich auch dieses unverteidigt ist, geworfen hätten, so würden sie wirklichen Schaden angerichtet haben. Wenn sie wiederkommen, werden wir vernachlässigen, wie ein Luftschiff nicht ergriffen wird. Die Wahrscheinlichkeit, daß die Luftschiffe mit der Zunahme unserer Abwehrmaßnahmen.

Hermann Ribbers Urteil über die deutschen Luftangriffe.
London, 22. Jan. „Daily Telegraph“ meldet aus New York: Hermann Ribber rechtferdigt in der „New Yorker Staatszeitung“ die deutschen Luftangriffe, deren Ziel London, das Herz, das Haupt und die Hand Englands sei. Ein erfolgreicher Angriff würde in ganz England einen Zustand der Lähmung hervorrufen.

Wieder ein englischer Dampfer von einem „U“-Boot versenkt.

Rotterdam, 22. Jan. Rumeur Rotterdamische Courant meldet aus Massluis: Der von Leith nach Rotterdam bestimmte englische Dampfer „Durward“ ist von einem deutschen U-Boot angehalten worden, die Besatzung mußte das Schiff in zehn Minuten verlassen. Sie wurde mit eigenen Booten von dem U-Boot nach dem Strandjäger „Maas“ gebracht. Der Dampfer wurde darauf von dem U-Boot mit der Besatzung von einem U-Boot nach dem Strandjäger „Maas“ gebracht, wo man sie im Seemannshaus aufnahm. „Durward“ ist bekanntlich nicht das erste britische Handelsschiff, das mit deutschen U-Booten in idyllische Verhältnisse gekommen ist. Am 23. November brach unter „U-2“ den Dampfer „Maas“ zur See, und wenige Tage darauf folgte diesem in der Gegend von Dore der „Primo“. Alle Anstrengungen der Engländer, unter waderes U-Boot zu fassen, blieben erfolglos. Nach längerer Pause ist jetzt wieder einmal ein englisches Handelsschiff, wie es scheint, am stillen Eingang des Kanals, unter Verfolgung zum U-Boot gefahren. Wir freuen uns dessen und können nur wünschen, daß diesen englischen Handelsschiffen noch weitere folgen werden.

Englands Angst um die Lebensmittellieferung.

Die „Globe“ meldet von der holländischen Grenze: Die „Morning Post“ legt in ihrer Nummer vom 21. Januar dar, daß sich England in einer fürchterlichen Lage befindet, falls es dem Feinde gelingen sollte, die Zufuhr von Lebensmitteln durch Unterbrechung der Seewege zu unterbrechen. Die Kräfte, die die Zufuhr von Lebensmitteln nur ein Zehntel des gegenwärtigen Bedarfes betragen, trotzdem sie der Preis von Weizen bis auf 75 pro Scheffel hinaufgegangen. Ein solcher Preis ist für die unbedeutende Bevölkerung gleichbedeutend mit Hungernot. Es ist in Versuchung zu ziehen, daß Großbritannien den U-Booten der gesamten Welt ein Gebot erlassen würde, getreideliefernde Länder anzunehmen. Das englische Volk würde unbedingt darauf bestehen, mehr Kartoffeln zu essen und die Regierung müßte durch Geleis die Landwirte zwingen, mehr Kartoffeln auf dem Boden zu ziehen, welcher zurzeit zur Anpflanzung von Hopfen dient.

Elf Schiffe von der „Karlsruhe“ versenkt.

Die „London News“ meldet aus San Juan auf Porto Rico, daß die deutsche „Karlsruhe“ immer noch unbehindert den Atlantischen Ozean durchfährt und im Verlaufe der letzten vierzehn Tage nicht weniger als elf Handelsschiffe versenkt habe.

Der Dacia-Fall.

Die Aufmerksamkeit des englischen und amerikanischen Volkes konzentriert sich jetzt auf den sogenannten Dacia-Fall, d. h. darauf, ob der aus Deutschland in amerikanischen Besitz übergebene Dampfer „Dacia“ mit amerikanischer Ladung unter amerikanischer Flagge nach einem deutschen Hafen wirklich abgehen wird und ob er unterwegs von den Engländern angehalten werden wird. Dem Schiff dieses Dampfers wird gewissermaßen der Schicksal für die weitere englische Praxis der Anhaltung und Durchladung neutraler Handelsschiffe werden.

Die New-Yorker Blätter befassen sich mit der Dacia-Frage, in der der „Sun“ und der „Newport Herald“ heftig schreiben, die ganz unter englischen Einfluß stehen, England recht geben. Der New-Yorker „Tribune“ und „Times“ bemerken dazu: Die Kreuzzugskämpfer können nicht als das Bild der amerikanischen öffentlichen Meinung genommen werden. Der Westen müsse ergründet werden, denn dieser kümmere sich weniger um das Völkerrecht, als um die Unberücksichtigung des amerikanischen Handels unter der amerikanischen Flagge. Der „New-Yorker“ schreibt: Washington fände die Geschäftsleute von Zeit zu Zeit zu überreden, sie müßten einsehen, daß die Zurückdrängung des europäischen Krieges unvermeidlich sei. Die Geschäftsleute werden sich jedoch der Forderung bemußt sein, daß die Würden des Ungläubigen, die ihnen anferlegt werden, von Großbritannien nicht ertragen und daß Washington nicht zusehender zuzunehmen. So glaube, wie ich die Amerikaner kenne, daß sie sich die gleiche Behandlung weder seitens Londons, noch seitens Washington gefallen lassen werden. Eine solche Politik schlägt zu unsern eigenen Nachteil aus. Wir müssen fest bleiben, und unsere Schiffe, wenn wir in Begleitung von Kreuzern nach den neutralen Ländern schicken, um das Recht zu erzwingen, die Meere zu besetzen, wie es uns beliebt.

Der amerikanische Westen gegen England.

Aus Washington wird gemeldet: Im Repräsentantenhaus wird der Führer der Demokratischen Partei, ein junger Chicagoer Journalist von Bord des Holland-America-Dampfers „New Amsterdam“, die sich darüber beklagen, daß der Dampfer angesichts des Hafens von Newport von dem englischen Hilfskreuzer „Caronia“ angehalten und durchsucht worden sei. Unter anhaltendem Beifall ermahnte man an den Krieg von 1870, da der amerikanische Staatsbürger sich die französischen Kreuzer von der amerikanischen Küste weggezogen habe. Wie erfrischend wäre es, sagte Mann, zu den Tagen Fitzh und Grants zurückzugehen, wo wir Norden genug hatten, den Franzosen zu lagern, ihre Kriegsschiffe aus unseren Häfen fernzuhalten. Und sie hielten sie fern. Wir sind neutral, haben aber einige Rechte und müssen auf der Haltung dieser Rechte bestehen. Die Erklärung Manns fand Zustimmung und lebhaften Beifall. Mann kommt aus dem mittleren Westen; was er gesagt hat, entspricht der dortigen Anschauung über die Politik Englands zur See. In diesem mittleren Westen hat sich das Deutschland einen größeren Einfluß bewahrt als im Osten der Vereinigten Staaten.

Eine schwedische Stimme über Englands Maßregeln gegen den neutralen Handel.

Kopenhagen, 22. Jan. Das „Svenska Dagbladet“ kritisiert sehr scharf Englands Maßnahmen gegen den neutralen Handel. Das Blatt sagt: Es ist hienach sehr wichtig, in der britischen Regierung die den Schutz der kleinen Nationen zu erblicken. Was in diesen Tagen auf wirtschaftlichen Gebieten vor sich geht, kann leicht auf das politische Gebiet überführt werden. Wo die Aufrechterhaltung ihrer Selbständigkeit mit britischen Interessen übereinstimmt, können sie auf Englands mächtige Hilfe und Einfluß rechnen, wo dieses aber nicht der Fall ist, haben sie sich selbst zu befürchten. Die kleinen Nationen müssen froh sein, wenn England nicht direkt an ihrem Untergang mitwirkt. Wir waren gewohnt, im englischen Geschäftsleben das Mutter eines lokalen forsteten Geschäftsprinzips zu erblicken. England sollte den gleichen Standpunkt auch gegenüber anderen Nationen annehmen, und wenn auch nicht, doch wenigstens für den privaten schwedischen Empfänger nur bestimmt sind für den eigenen Gebrauch des Landes, so enthält das englische Mißtrauen eine grobe Beleidigung des schwedischen Geschäftslebens und der schwedischen Handelsstreife.

Die Kämpfe im Westen.

Während in Flandern und Nordfrankreich bis hinab an die Ätze verhältnismäßig Ruhe herrscht oder nur Artilleriegeschosse stattfinden, wird von den südlichen Stellungen an der Ätze bis in die Vogesen ziemlich lebhaft gekämpft. Allerdings handelt es sich dabei nicht um die Durchführung einer groß angelegten Offensive, sondern um verschiedene Einzelvorstöße, die miteinander in keinem Zusammenhang stehen. Einmal bei Verdun, wo nach dem Generalkampfbericht vom Donnerstag genommenen feindlichen Schützengraben nicht zu halten, da er teilweise gesprengt war. Aber auch der Gegner hatte keinen Gewinn davon; denn die Stellung wurde gesprengt. Bei Verdun wurden die Franzosen leicht abgewiesen und bei St. Mihiel das Gelände vor den deutschen Gräben vom Feinde verlassen. Der Feind hat sich in der Kampf noch zu keinem Ergebnissen geföhrt, aber allem Anschein nach ist hier die französische Offensive bereits zum Stillstand gekommen und von unseren erfolgreichen Gegenstößen abgelenkt worden. Der Feind erlitt hier starke Verluste. Auch in den Vogesen, bei dem hier unempfunden Sennehen, erlangen die Insekten Erfolg. Die Gesamtlage ist nach wie vor günstig für unsere Waffen.

Eine neutrale Stimme über die Lage.

Der „Berliner Bund“ schreibt: Im Westen habe die französische Offensive nicht nur nicht ganz ausgelebt, obwohl sie im ganzen als gescheitert gelten könne. Es könne sich jetzt höchstens noch um eine zweite Phase handeln, die, auf die Erfahrungen der ersten gegestützt, nur verflüchtend fortgeführt werde zur Vorbereitung großer Operationen, die in noch sorgfältig gewählten Plänen lägen. Die in der deutschen Generalsmedien angegebenen Verluste sind „Der Bund“ für zu treffend. Das Blatt sagt ferner: Der Feind, mit dem die Franzosen immer wieder anlaufen, ist beunruhigender. Die strategische Zweckmäßigkeit der derzeitigen Offensive muß aber mehr und mehr bezweifelt werden; sie paßt vielleicht in gewisse Kombinationen, läßt sich aber mit der unbedingten Notwendigkeit, Menschen zu sparen, nicht in Einklang bringen. Es ist nicht gelacht, daß es dem Scheitern der französischen Offensive bis zum Ansehen der deutschen nur ein Schritt ist, obwohl der Gegenstoß bei Solignac das versichern könnte. Eins aber ist gewiß: Die Dinge spielen sich zu einer Krise zu.

Die Entschädigung an Luxemburg.

Wie aus Luxemburg verlautet, bezahlte Deutschland bis jetzt rund 2½ Millionen Franken an Luxemburg für Schäden, Einquartierungen usw.

Die Überschwemmungsschäden in Flandern.

Wie die „Brüsseler Zeitung“ zuverlässig erzählt, werden die von den Engländern im Kampfe gegen die Deutschen durch die Überschwemmungen in Westflandern herbeigeföhrt Schäden auf 350 Millionen Gulden beziffert.

D-Qua Rifle-Brüffel-Berlin.

Die „Frankf. J.“ meldet aus Brüffel: Vom 1. Febr. ab soll ein D-Qua Rifle-Brüffel-Berlin mit 60 Km. Geschwindigkeit verkehren, der voraussichtlich aus Speitel und Schlafwagen führen wird.

Die Kämpfe im Osten.

Durch die Kämpfe der letzten Tage in Nordpolen, die mit dem völligen Zusammenbruch der mit so viel Pomp angeforderten russischen Offensive endeten, ist bekannt geworden, wie weit hier, östlich der Weichsel und der Grenze Dniprentens, die russischen Truppen noch Bewegungsfähigkeit haben. Man hat auf der östlichen Seite den Kämpfen in Nordpolen, ebenso wie denen in Dniprenten, wenig Bedeutung beigelegt. Man hat auf keine besonderen Anstrengungen gemacht, durch eine große Offensive auf

diesem Teile des Kriegsschauplatzes die Russen bis auf die Baranitschyn zurückzuführen. Mit Recht. Denn das hätte einen starken Aufwand an Truppen verlangt, die an anderer Stelle besser verwendet werden können. Die Entscheidung wird doch nicht hier fallen, sondern vor Warschau. Und so hat man sich durch die neue Offensive der Russen in Nordpolen auch nicht verleiten lassen, die hier stehenden russischen Truppen zu verstärken oder gar mit einer Gegenoffensive zu antworten. Der Zweck, den man hier verfolgt, ist lediglich der, durch eine starke Verteidigungsstellung ein Vordringen der Russen gegen die deutsche Grenze zu verhindern. Daß diesem Zweck die bisherigen Maßnahmen der deutschen Heeresleitung genügt wird, hat das Scheitern des letzten russischen Angriffs bewiesen.

Die deutsche Verteidigungsstellung verläuft in Nordpolen, wie aus den Berichten über die Kämpfe der letzten Tage hervorgeht, fast durchweg parallel mit der Grenze Ost- und Westpreußens, und zwar durchschnittlich 25 bis 30 Kilometer weit von der Grenze entfernt. An der Eisenbahn Malawa-Warschau haben, nach russischen Berichten, sich die Russen bis etwa 20 Kilometer südlich von Malawa, 25 Kilometer westlich bis Dzinno, 30 Kilometer von der westpreussischen Grenze entfernt, in der westliche Punkt der Stellung, die sich jetzt südlich der Weichsel befindet, auf die sie bei Dobrynja hinaus drückt. Wenigstens meldet der russische Bericht, daß die Deutschen hier eine Offensive versucht hätten. Nach dem Bericht der deutschen Generalstabsberichte über den Bericht des russischen Generalstabs die Meldung, daß die Deutschen das von den Russen auf dem linken Ufer vom besetzten Doria Wyszowice, das fünf Kilometer südlich der Weichsel liegt, lebhaft beschossen hätten. Die weitere Linie südlich der Weichsel an der Bara, Ratale und Zinda, bis zu der die deutschen Truppen vorgedrungen sind, ist bekannt.

Neue Kämpfe von wesentlicher Bedeutung sind am dem polnischen Kriegsschauplatz nicht erfolgt. Es wird lediglich gemeldet, daß unsere Angriffe am Sieda-Abchnitt fortfortritten.

Die Flüchtlinge vor Warschau.

Mailand, 22. Jan. Der Kriegserlöserstatter des „St. Paul“, der die russische Front vor Warschau besucht hat, berichtet, daß in der letzten Woche vor Warschau Flüchtlinge in einem englischen Zustand und halb verzogen durch die künftige Grenze von Warschau. Alle erzählen von schrecklichem Elend, da es an Lebensmitteln fehlt und alles in Trümmer geschossen und verbrannt ist. Zwischen Branschau und Rawka lagen mehr als 20000 Flüchtlinge.

Die Kämpfe in der Bukowina.

Aus Budapest wird gemeldet: Dem bereits antich gemeldeten Sieg der österreichisch-ungarischen Truppen bei Kachowka in der Bukowina ist umso größere Bedeutung beizumessen, als an diesen Kämpfen die ganze in der Bukowina konzentrierte russische Truppenmacht beteiligt war und eine empfindliche Niederlage erlitten hat. Nachdem die von den Russen bereits seit etwa zwei Wochen unternommenen Versuche, sich bei Tachowka festzusetzen, fehlgeschlagen, wurde ein allgemeiner Angriff aller zufließenden Truppen der Bukowina gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen angeordnet. Die österreichisch-ungarischen Geschütze sowie die Infanterie rückten in den Reihen der unausgeseht anfallenden Russen furchtbare Verheerungen an. Die Kämpfe dauerten fast ununterbrochen zwei Tage, und die anfallenden russischen Kolonnen wurden schließlich daran gescheitert, daß die österreichisch-ungarischen Truppen zum Rückzug gezwungen waren. Die Zahl der Toten und Verwundeten ist auf russischer Seite bedeutend, läßt sich jedoch nicht feststellen. Gefangene sind in großer Zahl geföhrt worden. Die russischen Truppen haben unter dem Unbilden des Winters, der mit großer Kraft einsetzt hat, sehr hart, während die österreichisch-ungarischen Truppen sich in gut geschützten Stellungen befinden.

Wiederaufnahme der österreichischen Offensive in Serbien.

Aus Wien wird gemeldet: Die infolge des Rückzuges der österreichisch-ungarischen Truppen aus Serbien notwendig gewordenen Verleschungen unserer Streitkräfte und die Neugruppierung der österreichisch-ungarischen Einheiten sind nun soweit vorgeschritten, daß die neue Offensive gegen Serbien für die nächste Zeit in Aussicht gestellt werden kann. Ein erfolgreicher Angriff und ein entscheidender Sieg der österreichisch-ungarischen Armee wird die beste Antwort auf die zumrührenden Kommentare sein, die der Rückzug unserer Truppen und der Rücktritt ihres Führers in den Blättern des feindlichen Auslandes gefunden hat.

Unterstützung Serbiens und Montenegros.

Das Mailänder Blatt „Corriere della Sera“ meldet aus Bukarest, daß täglich immer noch Transportschiffe mit Lebensmitteln, Munition und Gasen nach Serbien und Montenegro abgehen. Das gleiche Blatt meldet, daß Serbien begonnen habe, die österreichischen Kriegsgefangenen nach Malta zu transportieren. Die englische Regierung habe Montenegro einen weiteren Vorstoß von 8 Millionen Schilling überwiesen.

Der türkische Krieg.

Türkische Erfolge gegen Rußen und Engländer.

Konstantinopel, 22. Jan. Das Hauptquartier veröffentlicht folgenden Bericht: Die Hauptstreitkräfte der Russen, denen es gemeldet, nicht gegen uns, unseren linken Flügel zu umzingeln, gegen sich vor unserer Gegenoffensive zurück. Unsere Truppen verfolgen den Feind.

Mein

Inventurverkauf

bis 31. Januar

bietet Gelegenheit zum vorteilhaften Einkauf von
Lodenmänteln und Pelermnen
Ulsters, Joppen, Westen und Kriegswesten
Ia. Strapazierstoffe für Anzüge nach Mass Mk. 58.
Entenplan 4. **Ernst Rulfes.** Fernruf 421.

Kgl. Domgymnasium.

Unsere Feier des Geburtstags Sr. Majestät
des Kaisers findet am Dienstag 5 1/2 Uhr statt.
Wir laden Freunde und Gönner der Anstalt
ergerbenst ein. **Das Lehrerkollegium.**

Ausruf

an die Viehbesitzer von Merseburg und Umgegend.
Wir sollen ausgehungert werden von unseren Feinden. Um
diesem Plane wirksam zu begegnen, ist es notwendig, daß alles
das, was irgendwie zur menschlichen Nahrung dienen kann, sei es
unmittelbar oder nur mittelbar, planmäßig gebraucht und nichts
unbenutzt gelassen wird.

In dieser Erkenntnis hat der Magistrat beschlossen, die
Küchenabfälle, die bisher zum großen Teil weggeworfen wurden
soweit sie verwendbar sind, der Viehfütterung nutzbar zu machen.
Es wird dieses von allen Viehbesitzern um so mehr begrüßt werden,
als Futtermittel während des Krieges nur so bestränktem Maße
und teuer zu haben sind, was Kraftfutter aus dem Ausland wenig
eingeführt wird und Votagekörbe nicht gefüllt werden darf.

Die Verwertung der Küchenabfälle ist in der Weise gedacht,
daß in allen Haushaltungen der Stadt eine reinliche Trennung
der als Viehfutter geeigneten Abfälle von dem übrigen Müll vor-
genommen wird und daß die so gesammelten Futterabfälle in die Hände
der Viehbesitzer gelangen. Dabei sollen von allen Küchenabfällen
nur Kartoffelschalen, Kartoffelreste (ohne Fettlos), Abfälle von
frischen Gemüse und einwige trocknen Brotkruste gesammelt
werden, um ein absolutes gesundes und haltbares Futtermittel
zu gewinnen.

Die täglich verwendbare Menge von brauchbaren Küchen-
abfällen beträgt für eine Stadt wie Merseburg schätzungsweise
mehr als 10 Tere, das sind im Jahre etwa 4000 Tere. Und das
Küchenabfälle in der angegebenen Zusammenfassung auch ein sehr
gutes Futtermittel bilden, weiß jeder, der 23 ab füttert.
Es liegt daher eben sehr im Interesse der Viehbesitzer wie
im allgemeinen Interesse, daß die Küchenabfälle verwertet
werden.

Zu diesem Zweck wird ein jeder, der Schweine, Rindvieh,
Pferde, Kaninchen oder Fühner besitzt, und Küchenabfälle ver-
fügen will, aufgefordert, sich schriftlich oder mündlich beim
beteiligten Magistrat zu melden und dabei anzugeben:

1. wie viel Küchenabfälle (nach Pfund bemessen) er täglich
haben will,
 2. für wieviel Tiere und was für Tiere, und
 3. ob er bereit ist, sich regelmäßig selbst die Küchenabfälle aus
den Häusern seiner Umgebung abzuholen, oder ob er dazu
nicht im Stande ist.
- Dieses wird bemerkt, daß diejenigen, welche sich ihre Küchen-
abfälle selbst abholen, diese vollständig unentgeltlich erhalten und
bei der Zuteilung in erster Linie berücksichtigt werden sollen.
Mündliche Meldungen werden im Magistratsbüro, Rathaus
2 Treppen entgegengenommen.

Merseburg, den 20. Januar 1915.
Der Magistrat.

Gift- oder Kräuter-Kuren?

Ein Trostwort von Dr. med. Geyer.
Bei Haut- u. Nervenleiden lese jed. d. Broschüre ein. erfahrenen Spezialarztes.
Gegen Einsendung von 50 Pfg. in Briefmarken senden wir
diese in verschlossenem Umschlag.
Puhlmann & Co, Berlin 245, Müggelstr. 25.

In meinem

Inventur-Ausverkauf

befinden sich noch grössere Posten:
**Gardinen in weiss und crème,
Künstler - Gardinen
Spachtel-Vitragen
Vitragen-Reste**
die ich ganz besonderer Beachtung empfehle
H. C. Weddy-Poenicke,
Merseburg. Kl. Ritterstr. 4.

Schultheiß.

Inb: Ditto Böhmann.
Fernruf 226. Burgstr. 21
Dente und folgende Tage
Anstich des beliebten
Schulthe B-Bock.

Wer gibt 11 jährigem Mädchen
Nochhilfs- und in Französisch?
Offerten nicht Preis unter 100
an die Exp. d. Bl. erbeten.

Für Konfirmandin mit außer
Gandebreit wird per 1. April
Stellung im Komptoir
gef. Off u. F. W. Markt 12 r. erb.

Dauernde Griffen.

Wir suchen für den hiesigen Markt
Umgebung einen geeigneten Herrn
zur Übernahme unserer Ver-
tretung. Es handelt sich um eine
eigentümliche, leicht abzulebende
Sache, die guten Verdienst bringt.
Kein Koportagegeld. Geeignete
Herrn, die in-er einige Vermittel-
vermögen, wollen Offerte unter
„X 442“ an Antonowich
Müller, Berlin C., Rosenbaler-
straße 38 einbringen.

Ein Geschäftsführer

wird sofort gesucht von
Herrn Gorbahn (Bahnbof).
zu werden in Merseburg bei
Wentzer, Obere Breite Straße 6.

Einen Lehrling

sucht zu Otern
Oskar Bierbach, Fleischermeister.

Klempnerlehrling

zu Otern gesucht
Herrn Müller, Klempnermeister.

Einen Lehrling

sucht zu Otern
Paul Biegel,
Barbier u. Friseurgeschäft.

1 Beherling

mit guter Schulbildung sucht
unter günstigen Bedingungen
zum 1. April
Herrn Bresschneider,
Gleiw. Handlung.

1 Tischlerlehrling

stellt ein
Herrn Waltrich, Halleische Str. 20.

Beherling

sucht unter günstigen Bedingungen
zu Otern d. Binsch, Bäckermeister.

Einen Tischlerlehrling

sucht zu Otern
Oskar Gasse, Tischlermeister.
Obere Breite Str. 9.

Einen Beherling

stellt Otern ein.
Herrn Biegenhorn, Bäckermeister.
Schmale Str. 1.

Steindruckerlehrling

unter sehr günstigen Bedin-
gungen Otern 1915 sucht
Albert Bruns, Gothastr. 27.
Stein- und Buchdrucker
mit elektrischem Betrieb.

Einen Fleischerlehrling

sucht zu Otern
Herrn Rasche, Fleischermeister.
Weissenheller Str. 27.

Einen Beherling

stellt Otern ein
Herrn Borsdorf, Tischlermeister.
Schmale Straße 6.

Zunges Mädchen

für leichte schriftliche Arbeiten
sofort gesucht. Angebote unter
A B 100 an die Exped. d. Bl.

Saubere Frau od. Mädchen

zum Waschen gesucht
Herrn Biegenhorn, 10, 2 Tr.

Ein Mädchen oder Frau

wird als
Aufwartung
gesucht. Zu erz. i. d. Exp. d. Bl.

Ein Schäferhund

zum Abholen
Herrn Biegenhorn, Schmale Str. 15.

Eine Gans

zugelaufen
Herrn Schlogärtnerei.

Anmerksame
Bekanntung.

Mehlgute
Preise.

Karl Jänzer

Adolf Schülers Nachfolger
Merseburg. Entenplan 7.

Spezial-Geschäft
für
Leinen- und Baumwollwaren
Tischzeuge — Betten

•• **Alle Art Wäsche** ••

Vollständige
Wäsche - Ausstattungen.

Fernspr. 259.

Solide
Qualitäten.

Grosse
Auswahl.

Kaisersgeburtstagsgeschenk für die Feldtruppen.

Mit Zustimmung seines hohen Protektors Seiner
Kaiserlichen und Königl. Hoheit des Kronprinzen des
Deutschen Reiches und von Preußen hat der Kaiser
Wilhelm Dank sofort nach der Mobilmachung die
Beförderung der Verdienstlichen durchgeführt wird.
mit Befestigung übernommen.

Jetzt hält das Kriegsministerium eine
ausgiebigere Zuteilung geeigneten Befestigung
und besonders von Kriegsgarnen an die im Felde
stehenden Truppen für durchaus erwünscht und ist damit
einklangend, daß diese Aufgabe vom Kaiser Wilhelm Dank
im Wege des Liebesgabenaktes durchgeführt wird.

Der Kaiser Wilhelm Dank bittet die Zeitungen, für
diese Zwecke, d. h. für seine Kaisersgeburtstagsgabe für
die Feldtruppen, eine Geldsammlung zu veranstalten,
die am 25. d. Mts. abgeschlossen wird, damit das Ergebnis
Seiner Majestät dem Kaiser zu Allerhöchster Befehl
Geburtstag gemeldet werden kann.

Wir erklären uns bereit für diese Kaisers-
geburtstagsgabe für die Armee Beiträge anzu-
nehmen und bitten unsere Leser, durch rege Beteiligung
zu helfen, unserm Kaiser und unseren Tapferen im Felde
eine recht große Freude zu bereiten.

Expedition des Merseburger Correspondenten.

Institut P. Rech Laboratorium

für
Zahnleiden für
Zahnersatz

Karstrasse 1, I. Et.
im Hause der
Konditorei Badig

empfiehlt sich zur Anfertigung aller Arbeiten auf dem Gebiete der
neueren Zahntechnik bei kunstvoller und naturgetreuer Ausführung
und bei zivilen Preisen in
**Kautschuk- u. Gold-Basis; einzelne Zähne und ganze Gebisse,
Umarbeitung schlecht sitzender Gebisse, Reparaturen
Goldtechnik: Brücken mit auswechselbaren Zähnen, bei welchen
Reparaturen ohne Abheben der Brücke vorgenommen werden
können, Goldkronen, Stützähne mit Wurzelringen (Ringkronen)
Plombiren in Gold, Porzellan, Amalgamen etc., Reinigen der Zähne
Zahnziehen mit örtlicher Betäubung
Richten schiefstehender Zähne**

Sprechzeit: täglich 9—6 Uhr

im

Inventur-Ausverkauf

zu Ausstattungen besonders geeignet

■ **Leibwäsche für Damen** ■
nur solide gute Qualitäten zu extra billigen Preisen.

H. C. Weddy-Poenicke,

Merseburg, Kl. Ritterstr. 4.

Giezu zwei Bellenen.

Zweite Beilage.

Merseburg und Umgegend.

23. Januar.

** Anständigkeitsarten müssen Namen und Wohnort des Druckers und Verlegers enthalten. Nach § 6 des Reichs...

** Anrechnung des Kriegsdienstes auf die militärische Ausbildungszeit. Nach der Prüfungsordnung für Kräfte...

Auszug aus den Verlustlisten

Nr. 120, 121 und 122 über Tote, Verwundete und Vermisste des Kreises Merseburg.

5. Brigadegarde-Infanterie-Bataillon.

Wehrmann Max Schmidt - Gr.-Gräfendorf - schwer verwundet.

Rezerve-Infanterie-Regiment Nr. 5. Schlawa, Stolp, Preußisch-Stargard.

Brigade am 13., Janowa am 12., vom 14. bis 18. und am 23., Wienstaniec am 14., 17., 20. und 22., Dobraluzyn am 19. und 20., Jitom-Rosiejow am 21., Duplice-Walec am 20., 21. und 23., Jozow, Gostowa und Wielawa vom 26. bis 30. 11. und vom 3. bis 5., 12. und andere Gefechte am 9., 13. und 15. 12. 14.

10. Kompagnie.

Referist Ernst Köhling - Trebnitz - leicht verwundet.

Rezerve-Infanterie-Regiment Nr. 26.

Poel Cappelle am 15. 11. und andere Gefechte am 14. und 15. 12. 14.

3. Kompagnie.

Wehrmann Gustav Giesler - Schöpolau - leicht verwundet.

Infanterie-Regiment Nr. 72, Torgau, Eisenburg.

Gefr. d. R. Ewald Ditto - Pappitz - schwer verwundet.

Infanterie-Regiment Nr. 132, Stragburg, i. E.

Gefechte vom 11. bis 16. 12. 14.

9. Kompagnie.

Kriegsfr. Albert Kotermandt - Merseburg - leicht verwundet.

Rezerve-Infanterie-Regiment Nr. 217, Halberstadt.

Rogocina und Wronosow vom 5. bis 10., Lacta-Dolina-Gorna am 6. und 7., Rajprot am 9. und andere Gefechte vom 11. bis 15. 12. 14.

11. Kompagnie.

Gefr. Max Döbald - Elberbad - gefallen.

Jäger-Bataillon Nr. 4, Naumburg, a. S.

Hollebeke am 12. 11. und andere Gefechte vom 3. bis 13. 12. 14.

4. Kompagnie.

Wehrmann Friedrich Herrler - Stöblich - leicht verwundet.

Jäger Zwan Hoppe II - Naumburg - leicht verwundet.

Jäger-Bataillon Nr. 10, Goslar.

Zandwoorde am 30. 10. und Gefechte am 14. und 15. 12. 14.

1. Kompagnie.

Gefreiter Ernst Bauer - Gunttersdorf - leicht verwundet.

Infanterie-Regiment Nr. 12, Torgau.

2. Eskadron.

Sufar Herm. Romfeldt - Horbürg - bisher vermisst, zur Truppe zurück.

Feldartillerie-Regiment Nr. 19, Erfurt.

Janowice vom 14. bis 19. 11. 14.

5. Batterie.

Kanonier A. Lessig - Rügen - leicht verwundet.

Sächsisch-Berliner Artillerie Nr. 8.

7. Infanterie-Regiment Nr. 166.

Berichtigung früherer Angaben.

1. Kompagnie.

Ref. Martin Geiler - Böhlen - bisher vermisst - trant (W. 2. 15).

6. Kompagnie.

Kriegsfr. Friedr. Geiler - Crempau - bisher vermisst - verwundet (W. 2. 64).

Soldat Otto Müller - Forstberg-Pappitz - bisher vermisst - verwundet (W. 2. 24).

Soldat Emil Hartmann - Klein-Corbetha - bisher vermisst - verwundet (W. 2. 64).

Maschinengewehr-Kompagnie.

Referist Otto Kötter - Merseburg - bisher schwer verwundet, befindet sich geheilt in französischer Gefangenenschaft Tarbes (W. 2. 27).

14. Infanterie-Regiment Nr. 179.

Von der Truppe nachträglich gemeldet.

2. Kompagnie.

Soldat Karl Hallad - Schaffstädt - schwer verwundet und vermisst.

Verlustliste Nr. 121.

Rezerve-Infanterie-Regiment Nr. 8, Frankfurt a. O., Landsberg a. W.

3. Kompagnie.

Kriegsfr. Albert W. H. Cursdorf - gefallen.

4. Kompagnie.

Feldw. Gustav Lindner - Merseburg - gefallen.

Infanterie-Regiment Nr. 14, Bromberg.

Dgonizow-Jan und Marurcom am 30., Radoz-Jan vom 30. 11. bis 4. 12., Wozsowice und Wiewolza vom 1. bis 3., Wincetow vom 4. bis 8. und andere Gefechte am 11. 12. 14.

6. Kompagnie.

Musketier W. Schöff - Sargau - gefallen.

Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 78, Celle, Braunshweig.

Kreuzfeld vom 25. bis 27., Zuid Dosthof vom 26. bis 30., Gehlweh vom 26. bis 30. 10., vom 1. bis 6., Belfhof vom 1. bis 3., Heiberg am 6., Waterdam vom 9. bis 17. und Keberg vom 13. bis 17. 11. 14.

6. Kompagnie.

Wehrmann Otto Meißner - Lügen - schwer verwundet.

Infanterie-Regiment Nr. 140, Solofnaja.

Operr vom 9. bis 18., am 26. und 30. 11. und vom 1. bis 5. 12. 14.

6. Kompagnie.

Wehrmann Walter Vogel - Trebnitz - vermisst.

Infanterie-Regiment Nr. 167, Göttingen i. Thür., Wiesensleben am 14. und 17., Langemühl-Stare am 18., Rogi vom 18. 11. bis 2. 12., Sargau am 24. 11. und Rogi am 2. und andere Gefechte am 10. und 15. 12. 14.

12. Kompagnie.

Musketier Karl Walter Albrecht - Merseburg - leicht verwundet.

Rezerve-Infanterie-Regiment Nr. 213, Hendsburg.

Beveren am 19., Roulers am 19., Etoden am 20., Draois-bank am 23., Bizgoote am 24. 10., am 4. und vom 7. bis 11. 11., Langemard am 2., 23., 28., 30. 10. und am 1. 11., Werden am 4. und 13., Srenzstrasse am 11., 13., 14., Rippe am 15. 11. und andere Gefechte vom 11. bis 22. 12. 14.

4. Kompagnie.

Referist Otto Wittrecht - Hendorf - gefallen.

Jäger-Bataillon Nr. 8, Schleifstat.

Zandwoorde am 12. Hollebeke am 24. 11. und vom 1. bis 9. 11. und andere Gefechte vom 10. bis 16. und am 25. 12. 14.

1. Kompagnie.

Wehrmann Alfred Dreßler - Merseburg - leicht verwundet.

Kaiserliche Marine.

Verlustliste Nr. 14.

Abgeschlossen am 31. Dezember 1914.

Unteroffizier S. I. Hermann Brettschneider - Merseburg - tot.

Seel. d. S. I. Alwin Emrich - Lügen - verwundet.

Einj. Seel. Walter Graßmann - Körsbüsch - tot.

Gefr. d. S. I. Erdmann Henze - Ziberben - vermisst.

Gefr. d. R. Paul Kögel - Halleben - leicht verwundet.

Gefr. d. R. Bernhard Sted - Merseburg - leicht verwundet.

Sächsische Verlustliste Nr. 90.

2. Pionier-Bataillon Nr. 22.

1. Referat-Kompagnie.

Zandwoorde 15., 21. und 23. 12., Operr 27. 12. 14.

Pionier August Sorge - Merseburg - leicht verwundet.

Verlustliste Nr. 122.

Infanterie-Regiment Nr. 13, Olerode.

Caenhadou am 6., Roumies, Dombroiter, Strauw, Sinliche, Bratisowice, Glombe vom 14. bis 20., Wionczyn, Bedou vom 20. bis 23., Benzelsien am 24., Wroga am 29. und 30. 11., Pietrowice am 2. und Glombe am 8. 12. 14.

8. Kompagnie.

Gefreiter Hermann Schmidt II - Cröllwitz - vermisst.

Rezerve-Infanterie-Regiment Nr. 22.

Barricade am 2., sowie andere Gefechte vom 19. bis 31. 12. 14.

Maschinengewehr-Kompagnie.

Musketier Otto Reizmann - Witzau - gefallen.

Infanterie-Regiment Nr. 144, Weß.

10. Kompagnie.

Gefr. Ferdinand Wegel - Merseburg - leicht verwundet.

Infanterie-Regiment Nr. 176, Thorn.

Wodz vom 1. bis 5., Lowies am 10. und 11., Brodne am 11., Klenozia am 10. und 11. und andere Gefechte vom 12. bis 19. 12. 14.

12. Kompagnie.

Kriegsfr. Karl Kretschmer - Weßig - leicht verwundet.

Rezerve-Infanterie-Regiment Nr. 217, Halberstadt.

Gefechte vom 19. bis 26. 12. 14.

6. Kompagnie.

Musketier Wilhelm Richter - Ziberben - schwer verwundet.

überplanmäßiges Landwehr-Infanterie-Bataillon Nr. 6 des 4. Armeekorps, Altensburg.

Gefechte am 20., 21., 27., 30. und 31. 12. 14.

1. Kompagnie.

Wehrm. Reinhold Gottschalk - Müschwitz - verwundet.

Aus Feldpostbriefen.

Das Heldengrab.

Wo liefe murrend dort am Waldesraume Der klare Bach zu Tale geht, Wo liefe rauchend wie im einzigen Traume Die alte Feuerwehre steht.

Ein Pfad führt so ganz allein Verlassen hier im Mondenschein, Darunter ruht ein tapfer deutlicher Held, Er jagt für's Vaterland hinaus ins Feld.

Ein Degen zieret jene kahle Stätte, Worauf des roten Helm gestützt, Der Wind spielt schaukelnd an der Schuppenkette, Streut Blätter, die vom Herbst vergilbt.

Ganz leise murrend noch dazu Der Bach ein Lied von enger Ruh, Der Walden Zweige säuseln: „Ahnemann“ Viel hier ein Held aus fernem deutlichen Land.

Fernab von jener tolgeweihten Stätte, Dahin im stillen Kämmlein, Anletzt weinend an des Sohnes leerem Bette Zu tot betritt ein Mütterlein.

Ihr einzig heiliggeliebtes Bild, Kehrt nimmermehr zu ihr zurück. Da tönt es an ihr Ohr aus lichten Höhen: „O Mutter weine nicht. Auf Wiederkehr.“

Gefr. d. Ref. Paul Pattinke, Inf.-Regt. 72, 12. Komp., Mönch (Frankreich).

Frankreich, am 4. 1. 1915. Lieber Bruder! Heute will ich meinem Vertriebenen nachkommen und die einen Patrouillen, den ich mitgemacht habe, schildern.

Wie ich Dir schon früher mal ich erst zu Anfang des Krieges in Südfrankreich, Am 17. September kamen wir dann nach dem Norden und zwar wurden wir ausgesandt in Cambrai, wo wir eine Nacht als Bahnkutscher waren.

Die Nacht verlief jedoch ohne ein Vorkommnis. Am anderen Tage darauf, am 20. 9., sollte unsere Schquadron bei Arras, einer Stadt, etwa 40 Kilometer von Cambrai, aufbrechen, das heißt zugehen, ob Arras vom Feinde frei ist.

Es kam drei Patrouillen von uns ausgesandt. Ich war damals Bursche bei einem Offizier, mußte aber auch mit fort. Wir waren zusammen 10 Mann. Gemächlich ritten wir, es war nachmittags 2 Uhr, fort, um möglichst weit vor Nacht fortzukommen.

Dies war uns aber nicht möglich, da es lichterfüllter wurde. Es ging immer querfeldein, bis wir uns endlich gegen 10 Uhr nachts in einer offenen Feldbahn, welche auf freier Erde stand, einquartierten. Sofort fandte der Feind ein Mann mit einer Meldung zur Schquadron.

Als die zwei Mann etwa 200 Meter von uns ritten, fanden sie zu ihrem Schrecken über die Straße ein Self geplatzt. Sie ritten vorbei, aber da wurde auch schon auf sie geschossen und zwar von Trümmern, die nun auch die Verfolgung sofort aufnahmen.

Diese zwei Mann lagten nun in milder Nacht, in dunkler Nacht und einmüde, verirrten sich zwar, fanden aber am andern Morgen eine andere Patrouille von uns, welcher sie sich anließen. Nun zu uns selbst. Wir wurden nicht viel gemahrt, hörten wohl das Schießen und stellten sofort Posten aus, falls wir überfallen werden sollten.

Es kam aber nichts vor und so konnten wir gegen 4 Uhr früh nach Hause weiter reiten. Recht hungrig und müde wollten wir etwas erdabendes in ein Dorf, nachdem wir uns vorher aber überzeugt hatten, daß es vom Feinde frei war.

Kurzher ritten wir in einen Schloßhof, wo uns der Verwalter auch müßig Essen und Trinken gab soviel wir wollten. Als wir uns gesättigt hatten, ging es weiter. Wir mußten dabei auf dem Wege sämtliche Zeltpackungen abgeben. Diese Arbeit war nicht so einfach, da wir jedesmal die Zeltpackungen abgeben mußten.

Die Herstellung der Leber-
föhrung über die Landstraße nach
Weißenfels im Zuge des Güter-
gleises Merseburg-Mücheln (rund
550 cbm Beton) soll vergeben
werden.

Die Unterlagen liegen im
Büro der Eisenbahn-Bauabteilung
Merseburg, Markt 33 zur
Einsichtnahme aus und können
auch von da gegen post und
bestellgeldfreie Bareinlieferung
(nicht Briefmarken) von 1,50 Mk.
(mit Zeichnung 0,30 Mk. mehr)
bezogen werden.

Angebote sind bis Montag den
15. Februar vormittags 11 Uhr
verschlossen und mit entsprechen-
der Aufschrift versehen, nach hier
einzuliefern.

Aufschlagssfrist 4 Wochen.
Verteilstungsfrist 10 Wochen.
Merseburg, den 22. Jan. 1915
Königliche
Eisenbahn-Bauabteilung.

Allgemeine Ortskrankenkasse,
Merseburg.

Kriegswundenhilfe.

Folgte der Bundesratsver-
ordnung vom 3. Dezember 1914
hat der Vorstand gemäß § 4 der
Verordnung beschloffen, derjen-
igen Wundenheilern, die Mitglieder
der Kasse sind, sowie deren Ge-
mähner Kriegswunden- oder ähnliche
Dienste leisten und vorher Mit-
glieder der Kasse waren, statt der
bahren Weibliche (Entbindungs- und
Gebarmittelkosten) freie Behand-
lung durch Hebammen und unsere
Krankenzimmer sowie die erforderliche
Arznei bei der Niederkunft und bei
Schwangerschaftsbeschwerden
zu gewähren.

Als Kassenärzte sind zur Zeit
für unsere Kasse tätig:
1. Herr Dr. Mummelthun, Bahn-
hofstraße 6,
2. Herr Dr. Weinreich, Gotthardt-
straße 6.

Merseburg, den 12. Jan. 1915.
Der Vorstandsvorsitzende,
Engel.

Ein Logis,

Preis 850 Mk., Gotthardtstr. 89,
geteilte 1. Etage, zum 1. April
1915 zu beziehen.

Nordstraße 12

Wohnung, 3 Stuben, Küche und
Badez. sofort zu vermieten und
im April zu beziehen. Näheres
Anlaufstraße 20.

Stube, Kammer, gr. Küche
und Zubehör an ruhige Leute a.
1. April 1915 zu vermieten.
Penna 46, a. d. Bahnh.

Wohnung 5 behagliche Zimmer,
Küche, Speisek., W.C.,
Gas und elektr. Lichtanlage, zu
vermieten Pölsche Str. 63, 1. Et.

Schöne Mansionswohnung,
3 Zimmer, Küche, Korridor
1. April zu vermieten
Gutenbergr. 13.

2 gut möbl. Zimmer,
Wohn- und Schlafzimmer, Bad
zu vermieten. Nähe Anlauf-
platz und Gotthardtstr.

Weißenheller Str. 6.

Stbl. beizd. Schlaffellen
offen Preisgr. 4.

4000—6000 Mark

sind aus Verleihhand (ohne Ver-
mittlung) zum April oder
1. Juli d. auf höhere Hypothek
auszuliehen. Angebote unter
L 5 an die Exped. d. Bl.

Hartholz

ca. 3 bis 4 cbm Eicheholz in 1 Meter
langen Stücken hat abzugeben
Witt. Albrecht, Amtshausstr. 17.

Von Sonntag d. 24. geht wieder
eine große Auswahl

4 u. 5 jähriger

ostpreussischer
und russischer

Acker- u. Wagenpferde

zu ganz soliden Preisen zum
Verkauf

Louis Reimann,
Halle a. S., Mansfelderstr. 25,
Telefon 2335.

Wir bringen hierdurch zur öffentlichen
Kenntnis, daß wir durch das Verbot der
Sonntagsarbeit an Herstellung von Weiß-
ware am Sonntag behindert und deshalb
nicht in der Lage sind, unserer verehrten
Kundschaft Montags früh Weißware zu
liefern.

Merseburg, den 23. Januar 1915.

Die Bäcker-Innung.

Well durch **Schlüter-Vollkorn-Feinbrot**
das ganze Korn zugeben, also Deutschland am besten
gehohe wird, bleibt es auch nach dem neuen Gesetze
ohne Zusatz von Kartoffel,
sowie verbürgt reines Roggenbrot

Es ist unbertroffen nährkräftig, wohlschmeckend und bekömm-
lich, weil im Gegensatz zu anderen, nur angeblich „nährhaften“
Brotten im Schließbrot die sonst unweiblichen Nährstoffe in
leicht verdaulicher Form enthalten sind.
Was nicht verdaulicher wird, nährt nicht!

Zu haben bei **Otto Zinsly, Oelgrube 39.**

Persil

Das selbsttätige Waschmittel für
Leibwäsche!

Henkel's Bleich-Soda

Mahnrut.

Dank dem unablässigen Bemühen der deutschen Landwirtschaft während der Friedenszeit haben die heimischen Viehhaltungen an Menge und Güte so zugenommen, daß in den bisherigen Kriegsjahren alle Bedürfnisse ohne Schwierigkeiten und zu annehmbaren Preisen in der alten Weise mit Fleisch versorgt werden konnten. Der Aufgabe, daß Fleischbedarf für den Krieg, werden sich die deutschen Landwirte auch künftig gewöhnen zeigen. Die Erfüllung dieser Aufgabe wird ihnen aber namentlich bei längerer Kriegsdauer nicht ohne erhebliche Opfer und Schwermühen möglich sein. Mit dem Kriegsausbruch hat die unangenehme Einführung von Futtermitteln aus dem Ausland angefangen. Das Verfüttern von Roggen und Roggenmehl, das bisher vielfach üblich war, hat verboten werden müssen, weil alles Brotgetreide und Mehl für die menschliche Ernährung nötig ist. Die Fütterung in erhöhtem Maße Kartoffeln als Viehfutter verwenden zu können, hat sich nicht in der erwarteten Weise verwickelt, denn die Kartoffeln werden zum Auslande des Viehtrages an Brotgetreide und an andern, früher aus dem Auslande eingeführten Nahrungsmitteln in größerer Menge als bisher zur Ernährung der Menschen gebraucht. Das Viehfutter ist daher knapp und teuer geworden und eine Verringerung ist darin vorläufig nicht zu erwarten. Die Erfüllung des Viehbedarfs wird trotzdem wegen der im Ganzen geringen Heu- und Strobernte nicht auf Schwierigkeiten stoßen, die Schweinehaltung und Schweinefleisch wird dagegen vielfach nicht mehr in dem bisherigen Umfang möglich sein. Infolgedessen hat sich der Auftrieb von Schweinen auf den Schlachtohmärkten und das Angebot von Schweinefleisch in letzter Zeit in einer Weise vermindert, daß es den augenblicklichen Bedarf übersteigt, und es muß mit einer weiteren starken Steigerung gerechnet werden. Diesem zeitigen Lieferungsbedarf mußte notwendig ein unliebsamer Mangel in späterer Zeit folgen, falls nicht alle Beteiligten bald dazu mitwirken, den Lieferungsfluß für die Zukunft nutzbar zu machen. Dies läßt sich durch die möglichst umfangreiche Herstellung von Dauerwaren aller Art (Schinken, Speck, geräucherter Würste, Bäckfleisch, Konerven) erreichen. Nichts das Fleischergewerbe und die Fleischwarenfabrikanten ernst ihr Augenmerk, wobei ihnen die Unterstützung der Gemeindevorstände und Behörden sehr nützlich nicht fehlen wird, und verloren sich namentlich die Haushaltungen bald mit angemessenen Vorräten an Dauerwaren, so wird einer Vergeudung des Lieferungsflußes vorgebeugt. Die jetzige Jahreszeit ist die beste für die Herstellung von Dauerwaren und für deren Aufbewahrung. Ein solches Vorgehen ermöglicht es der einzelnen Haushaltung, zu annehmbaren Preisen im voraus einen großen Teil ihres Bedarfs an Fleisch zu decken. Der Gesamtbedarf bringt es dem Vorteil, daß dem unauflöslichen geringeren Angebot an Schweinefleisch in den späteren Monaten auch nur eine geringere Nachfrage gegenüber steht. Ein übermäßiges Steigen der Preise wird so verhütet und einer Beeinträchtigung der Volksernährung vorgebeugt werden. Das ist auch ein Stück Freyparbeit, der sich die nicht im Felde Stehenden mit unter-
stützung der Gemeindevorstände und Behörden, denn zum Durch-
dringen gegen die Welt von Feinden, die in einen Hungerfrieden
aufzwingen möchten, muß nächst der Brotversorgung auch die
Fleischversorgung gesichert werden.
Berlin, den 9. Januar 1915.

Der Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten,
Freiherr von Schorlemer.

Telefon 219.

Telefon 219.

Särge

in allen Größen und Preisungen,
Verbrennungsfürge in Holz und Metall
halten stets am Lager.

Anßerdem bringen wir uns zur Ausführung aller
Möbel- und Sanitärarbeiten in
empfehlende Erinnerung.

Meyer & Koppmann,

Bau- und Möbelschleierei mit Kraftbetrieb,
Wilhelmstraße 6

Künstlicher Zahnersatz

Kronen- und Brückenarbeiten, Behandlung kranker Zähne.

Hubert Toizke, in Fa. Willy Muder

Markt 19 Merseburg Telefon 442
Sprechzeit 8—6 Uhr. — Sonntags 9—1 Uhr

1 fetter Ziegenbott
zu verkaufen Preis 44.

1 gr. Läuferfischweil
zu verkaufen Preis 11

Ein kleiner Badestisch wird zu
pachten oder zu kaufen gesucht
Mäglerstraße 8.

Gut erhaltener Röhrenofen
zu Kauf, gel. Johannstr. 3, part

1 Sitzbadewanne zu kaufen ge-
sucht. Offert
unter Badeanne an die Exped.
d. Bl. erbeten.

Kaule jederzeit
Schlachtepferde
und zable höchste Preise bis zu
300 Mark.
B. Raundorf, Delgube 5,
Tel. 496.

Frische Rindskalbäunen
und Subdenknöchen
erhält die Carl Rebermann

Holzsteinescher

Tee-Butter-Ersatz

feinste Elgelb- Pflanzen-Margarine,
ist im Geschmack und Aroma
unbertroffen.

1/2 Pfd. 55 Pfg.
nebst 5 Prozent Rabatt.
Preis frei erhältlich bei

A. Speiser,
Breite Straße 13.

Matulatur

für Tapezierer billiger

Jeder Posten wird abgegeben
Merseburger Correspondent.

Mühlwiese.

Die Eisbahn ist
eröffnet.

Tempelkissen m. Jalousteckel



Emallbeschilder in allen Größen.

Läusetod „Feldgrau“
wirksamstes Mittel gegen
Kopf- u. Kleiderläuse
in Feldpostpackung für 1.— Mk.
nur bei **Reinhold Metz,**
Kaiser-Drogerie, Hofmarkt.

Bilder - Einrahmung
Bilder - Leistenlager
Albert Junge, Schmalz Str. 11.

Für Bäcker!

Mushänge

der neuesten Verordnungen
des Bundesrats über Her-
stellung b.u. Backware sind
zu haben in der

Expedition
des Merseburger Correspondenten.

Damen-Kleiderstoffe.

Besonders geeignete Artikel für die

Konfirmation

in sehr großer Auswahl und infolge frühzeitiger
Abschlüsse trotz erheblicher Preissteigerung zu
sehr billigen Preisen.

Otto Dobrowitz, Merseburg.



Beilage zum „Merseburger Correspondent“.

Die Prachtmenschen.

Roman von G. Niesch.

(Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

„Hallo!“ rief Pracht laut, so daß die Magd und der junge Mensch sichtlich erschrafen. „Sans Willibald, was soll das? Hilfst Du Rose Wasser tragen oder treibst Du Schabernack?“

Sans Willibald war anfangs erschrocken, denn er hatte sich so angelegentlich mit dem Strohhalm und dem hübschen braunen Nacken des Mädchens beschäftigt, daß er den Vater nicht kommen hörte. Jetzt warf er den Strohhalm fort und kam gleichmäßig auf den Alten zu.

„Guten Morgen, Herr Pracht: ich denke, Du bist auf den Feldern?“ begrüßte der junge den alten Herrn mit frischer Stimme.

Sans Willibald war das ganze Ebenbild des Vaters. Genau so hatte der alte Pracht mit 18 Jahren auch ausgesehen. Die Figur war kurz und gedrungen, zwischen ungewöhnlich breiten Schultern saß ein kurzer Hals mit einem kugelrunden Kopf darauf. Die sehr hellblonden Haare trug Sans Willibald so kurz geschoren, daß er fast wie ein Kahlkopf aussah. Die Nase war wie die des Vaters: breit und massiv, nur daß die des Jungen nicht die eigentümliche Burgunderfärbung wie des Vaters Nieschorgans hatte. Die graublauen Augen waren klein, blickten aber voll Lebermut und Schalkheit. Nur der Mund Sans Willibalbs war anders als der des Vaters. Den hatte er von der Mutter, die weiche, volle und so recht zum Küssen geschaffene und einladende Lippen hatte. Nur küßten der Mutter Lippen noch selten, während des Jungen Lippen immer ein wenig gespißt waren, als erwarte er von irgend einer Seite einen Kuß.

Sans Willibald besuchte eigentlich das Vighumische Gymnasium in Dresden



Zum 55. Geburtstag unseres Kaisers.

Aufnahme aus dem Großen Hauptquartier.

Der Kaiser hat als oberster Kriegsherr der deutschen Armeen das Eisene Kreuz selbst angelegt; er entsprach damit einer vom König von Bayern im Namen der Bundesfürsten an ihn gerichteten Bitte.

als Internat, er hatte aber vor einigen Monaten einen chronischen trodenen Husten bekommen, dazu hatte der Arzt noch etwas Blutarmut konstatiert und deshalb war Sans Willibald für ein halbes Jahr beurlaubt worden. Diesen Urlaub verlebte er auf dem väterlichen Gute, das er seit sechs Jahren nur noch in der Feriengzeit besucht hatte. Der Husten war in den sechs Wochen seiner Anwesenheit bereits gewichen, und auch die strammen roten Backen verrieten deutlich, daß neues, gesundes Blut in die Adern gekommen war.

„Und ich denke, Du bist im Garten und siehst nach den Raupennestern? Was treibst Du hier auf dem Hof? Hilfst wohl die Rose von der Arbeit ab?“ fragte Pracht zuriß, dessen Augen jedesmal aufleuchteten, wenn er Sans Willibald sah. Denn der war sein Liebling.

„Bei den Raupen war's so langweilig, Papa.“ Sans Willibald lachte den Vater treuherzig an: „Da bekommt man schließlich selbst Raupen in den Kopf. Deshalb bin ich in den Hof gegangen.“

„Und kugelst Rose mit Strohhalm!“ Der Vater bemühte sich, streng auszu sehen.

„Ich hatte nichts anderes, Vater,“ gab der Junge mit sanfter Stimme zurück und schlug die Augen spitzbüblich lächelnd zum Vater auf.

„Junge, ich breche Dir's Genick, wenn Du es wagst, Dich über mich lustig zu machen!“ drohte Pracht und lachte über das ganze Gesicht.

„O, mein Vater, wie kannst Du mich und Dich so ganz verkennen! Wie könnte ich mich über jemand lustig machen, der so gar nicht lustig, sondern ein sehr gestrenger Vater ist und seinem armen Jungen den kleinsten Strohhalm mißgönnt.“

„Den Strohhalm nicht, Bengel, aber was Du damit getrieben hast!“

„Das gönnt Du mir nicht? Du wolltest also selbst . . .“

„Komm mal her, mein Junge,“ unterbrach Bracht seinen Sohn gutgelaunt, schob seinen Arm unter den des Jungen und schritt mit ihm dem Herrschaftshause zu. „Du wirst mir zu frech, und es wird Zeit, daß Du Deine wohlproportionierte Nase wieder in irgend ein nützliches Buch steckst.“



Die Kaiserin beim Lazarettzug „Kaiserin“.

Von den deutschen Lokomotivführern wurde ein Lazarettzug als Kriegsspende gestiftet und diesem der Name „Kaiserin“ gegeben. Unsere Kaiserin besichtigte als Laupatin den Zug und begrüßte dabei den Vorstand des Lokomotivführer-Verbandes in herzlichster Weise. Der Zug besteht aus 39 Wagen und kann fast 300 Verwundete aufnehmen. Außerdem hat er Ärzte-, Mannschafs-, Vorrats- und Küchenwagen und ist mit Fernsprechleitung versehen.

„Das durste nicht kommen, Papa, so etwas stimmt mich gleich traurig. Du weißt doch, daß der Arzt mir jede Aufregung verboten hat. Und Lektüre regt mich immer auf.“

„Ich weiß etwas weniger Aufregendes, Junge, was Dir dabei sehr nützlich ist.“

„Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!“ zitierte der Sohn mit betrübtem Pathos.

„Du sollst doch keine Zitate anwenden, die Mutter kann's nicht leiden,“ zürnte Bracht.

„Nur wenn man nicht weiß, woraus und von wem das Zitat ist,“ belehrte der Sohn den Vater.

„Du bist ein Frechdachs. Setz scharf Du Dich auf die Veranda und rechne Muttters Wirtschaftsbuch nach. Es stimmt nicht.“

Hans Willibald blieb mit hochgehobenen Händen vor dem Vater stehen und sagte beschwörend: „Nur das nicht, Vater. Mir wird von alledem so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum! Das ist aus dem Faust, Faust ist von Wolfgang von Goethe, geboren am 28. August 1749 in Frankfurt a. M., gestorben am 22. März 1832 in Weimar. Goethe ist der größte Dichter deutscher Nation, und Faust ist des Dichters größte Dichtung. Bin ich nicht tüchtig?“

„Du wirst aber trotzdem das Wirtschaftsbuch nachrechnen.“

„Lasse es doch Hans Joachim besorgen,“ meinte Willibald und blinzelte schnell den Vater an, „der rechnet wie eine Maschine.“

„Er ist aber nicht da, und wenn die Mutter wiederkommt, muß der Fehler gefunden sein.“

„Ich werde ihn suchen und finden, Vater. Verlasse Dich auf mich. Lebe wohl, ich bringe den Hans Joachim.“

Wie die Kulturen Brachthofs viele Meilen in der Runde als mustergültig galten, so genossen Brachts unter den Gutbesitzern das meiste Ansehen. Von den anderen Gutsherrschaften sprachen Bauern und Gesinde schlechtweg als von „Döhnes“, „Detmers“, „Schlichts“. Wenn dagegen von den Bewohnern des Brachthofs die Rede war, hieß es nicht nur „Brachts“, sondern „die Brachtmenschen“.

Diesen Edelnamen verdankten Brachts dem alten, ehr-

würdigen Pastor Droffel, der sie von der Kanzel herab also lobend gewürdigt hatte.

Jeder hatte die Anspielung verstanden und nur wenige hatten sich daran gestoßen. Denn Brachts waren allgemein beliebt und hatten nur die zu Feinden, die mit aller Welt Feind waren. Der Name „Brachtmenschen“ war ihnen aber von Stunde an geblieben.

Den alten Bracht hatten alle bedingungslos gern. Er war immer froher Laune und machte mit jedem ein Späßchen. Selten hörte man von ihm ein böses Wort, zu dem er auch selten Veranlassung fand. Seine offene Hand war sprichwörtlich geworden; er gab gern, schnell und ohne Ansehen der Person.

Frau Bracht hatte man nicht ganz so gern wie ihren Mann, weil ihr Wesen und ihre Energie Vertraulichkeit von vornherein ausschloffen. Sie war von Adel, in einem adelstolzen Hause aufgewachsen und konnte ihre früheren Lebensgewohnheiten nicht ganz vergessen. Weil es ihrer Ansicht nach vornehmer klang, waren ihre beiden Jünger auf Doppelnamen getauft worden. Den Namen Hans hatten beide erhalten, weil er sich in der Familie Jenich von Generation zu Generation fortgeerbt hatte. Durch den Zufall waren unter Jenichs die Jünger sowieso, es machte daher ihrer Meinung nach nichts, daß beide die gleichen Namen führten. Ihre Ehe war aus echter, tiefer Liebe geschlossen, das hatte sie über den bürgerlichen Stand des Erwählten hinwegsehen lassen.

Daß Frau Bracht ihren immer noch geliebten Mann ein wenig bevormundete, wurde ihr von einigen arg verdacht. Es war aber nicht so schlimm, und Bracht hatte noch nie darunter



O, wie das wärmt!

Wir sehen hier einen deutschen Soldaten, im Schnee sitzend, seine selbstgewärmte Suppe verzehren.

gelitten. Im Gegenteil, er war meistens froh, wenn ihm die Gattin die unangenehme Aufgabe abnahm, energisch oder gar hart zu sein. Das war für ihn schwer, wenn es sich nicht direkt um Gutsangelegenheiten handelte. Dann konnte auch Herr Bracht sehr energisch sein.

Verdachte man es Frau Pracht, daß sie ihren Mann ein wenig unter dem Pantoffel hatte, so schätzte man um so mehr ihr Gerechtigkeitsgefühl und ihre Mildtätigkeit. Beides waren ihre hervorragenden Tugenden.

Hans Joachim, der älteste Sohn des Pracht'schen Ehepaars, dem der Himmel wohl zwei Söhne geschenkt, die heiß ersehnte Tochter aber versagt hatte, war ein Poet und Träumer. Er war nicht sehr gesprächig und ging überhaupt selten aus sich heraus. Doch leuchteten in seinem feingeschnittenen Gesicht gute, treue Augen, mit denen er für sich einnahm. Auch hatte er für jeden ein freundliches Lächeln, was die Bauern der umliegenden Dörfer und die Einwohner vom nahen Städtchen Königstein um so mehr zu schätzen wußten, als Hans Joachim noch vor kurzem aktiver Offizier war. Vor einem Jahre hatte er die Uniform jedoch wieder ausgezogen, da der Militärdienst seinem Herzen keine Befriedigung gewährte, und

mustergültige Operaufführungen, dessen gediegene Konzerte von ihm mit schwärmerischer Hingabe genossen wurden. In den letzten Monaten waren diese Fahrten sogar sehr häufig geworden und wiederholten sich mehrmals in der Woche.

Hans Willibald hing mit großer Liebe an seinem Bruder, was den übermütigen jungen Menschen allerdings nicht abhielt, das „große Musterkind“, wie er den Bruder getauft hatte, zu necken und ihm manchen Schabernack zu spielen. Hans Joachim ließ die manchmal recht derben Späße des Jungen gutmütig über sich ergehen und ging bei Gelegenheit auch auf einen Scherz ein.

Einige Tage nach dem Fund des rosa Liebesbriefchens ließ die Familie beim Nachmittags-Kaffee beisammen. Frau Pracht hielt darauf, daß die Mahlzeiten möglichst gemeinsam eingenommen wurden. Nur beim Frühstück war ein Abweichen von



Ein österreichisch-ungarischer Kavallerieangriff auf dem serbischen Kriegsschauplatz. Nach einem Gemälde von Fr. Kienmayer.

war seines Vaters Helfer geworden. Die Knechte jahen die schlank, große Gestalt „unseres jungen Herrn“ gern auftauchen, sie erschrafen nicht, wie auf dem Nachbargute der Söhnes, wenn des brutalen jungen Söhnes Ringkämpfergesicht, die Reitpeitsche in der Faust, plötzlich zwischen den Kornschwaben erschienen. Auch die Mägde lachten übers ganze Gesicht, und die jungen zeigten die blizenden Zähne, denn Herr Hans Joachims etwas blaßes, schmales, von kurzem, lockigem Haar umrahmtes Gesicht zeigte immer einen gütig verlegenen Ausdruck, und das Blut schoß ihm zuweilen in den Kopf, wenn die Mägde ihm mit fecker Zutraulichkeit „Guten Morgen, Herr Pracht“ zuriefen.

Hans Joachim liebte das Land, und er war mit ganzer Seele Landwirt. Noch mehr aber liebte er die Musik. Er selbst spielte meisterhaft Klavier, daneben noch sehr gut Flöte, wie der große Preußenkönig Friedrich.

Hans Joachim besuchte sehr oft das nahe Dresden, dessen

dieser Regel gestattet, weil die Pflicht und die verschieden gear- teten Neigungen zum Frühaufstehen und Langschlafen dies nötig machten. Beim Mittag- und Abendessen ging es stets sehr formell zu. Frau Pracht hatte vom adligen Elternhaus her die Gewohnheit beibehalten, daß Franz, der Kutscher und Diener in einer Person war, in Livree und weißen Handschuhen aufwartete, während Riette, das Stubenmädchen, die Speisen zutrug. Das Gespräch bewegte sich dabei nur in alltäglichen Bahnen und stockte oft ganz. Beim Kaffee ging es dafür um so gemüthlicher zu. Mancher Scherz flog hin und her, und namentlich, wenn Hans Willibald für längere Zeit auf dem Gute war, rissen die kleinen Neckereien gar nicht ab.

„Meine Schwägerin hat mir geantwortet, Pracht,“ sagte Frau Pracht freundlich zum Gatten. „Sie nimmt unsere Einladung namens der Töchter dankend an.“

(Fortsetzung folgt.)

Wenn der Bayer in den Krieg zieht.

Novelle von Johanna Gode.

(Nachdruck verboten.)

Der Brunnerbauer hat sechs Buben. Mädeln hat er auch, aber die zählen jetzt nicht, denn man spricht vom Krieg.

Wenn man in dem entlegenen Erdenwinkel nur Gewisses hätte erfahren können! Der alte Brunner studierte jetzt zwar seine kirchlich konfessionierte Zeitung mit doppelter Aufmerksamkeit, aber sie erzählt immer nur von einer Vergeltung für den Fürstenmord an der serbischen Grenze. „S's schon eine Saubagach, dieses Serbien!“ Und seine Phantasie arbeitet sich aus, wo Serbien wohl liegen muß, daß es so gottverlassene Menschen hat, und wie wild die aussehauen müssen, wenn sie im Herzen schon so viel Wildheit haben.

Seine Alte sagt ihm am Feierabend, daß die Fremden drüben in den Hotels in Scharen abziehen, er aber brennt: „Das sei'n Oesterreicher, uns geht's nix an. Morgen wird wieder ein Tag zum Heuen. Tu' nit spintifizieren. Schau, daß d' Leut' zeitig bei der Arbeit sind, daß wir fertig wer'n, 's Korn braucht uns bald.“

Veruhigt will die Alte gerade gehen, da reißt dem Stadtrat Bauer sein Sohn, der auf Urlaub vom Militär da ist, die Stubentür auf und ruft: „Wien sagen komm ich. Wir Urlauber sind zurückberufen, es wird ernst. Ich muß scham, daß ich den letzten Zug d'erwid', also lebt's wohl und auf Wiederseh'n!“

Die Brunnerbäuerin ist völlig starr vor Entsetzen. Sie bringt kein Wort hervor, ihr ängstlicher Blick sucht die Augen ihres Mannes. Der ist langsam und schwer aufgestanden. „Also ernst wird's!“ Er begleitet den Burschen hinaus.

Der Brunnerbauer hat sechs Buben. Grundverschieden sind sie, aber alle miteinander kreuzbrav. Sie sind wie die Felsen so glederhart und wie ihre Heimatluft so frisch und klar, und vom Vater haben sie alle die frohige Christheit, die im Boden wächst und als Segen der Erde dem Bauernflaß wird. Aber sie sind doch verschieden, die sechs Brunnerbuben, denn zwei davon sind studierte Herren.

Der Älteste ist der Gregor. Er bekommt einmal den Hof. Er ist stark wie eine Hochwaldbanne, er hat Weib und Kind, und wenn es Spengungen hoch oben in den Bergen gibt oder gefährvolle Legungen von Wasserleitungen über Schluchten und wildes Gestein, dann holen sie ihn.

Nach ihm kommt der Karl. Das ist derjenige, der Geistlicher hat werden sollen und der den Mut gehabt hat, rechtzeitig abzuschwenken, wie er merkte, daß Herz war nicht dabei. Der Tag, an dem er dem Vater gelagt, daß er nicht Pfarherr werden will, sondern Jurist, steht blutrot in aller Erinnerung, und heute noch wundern sich die Brunnerleute, daß sie ihn ohne Katastrophe überlebt hatten. Auf sich selbst ganz allein angewiesen, hat der Karl in München weiter studiert. Eisenhart ist dem Vater sein Schädel gewesen, keinen Groschen hat er dem Sohn gegeben. Daß er den Sinn nicht für den Herrgottsdienscht gehabt hat, er hat's verwunden, aber um als ein Student in der Stadt herumzulaufen, dafür hat er seinen Buben nicht großgezogen. Ein Bauer war der Karl, und daheim gab's eifrige Arbeit genug. Eines Tages aber schlug der ganze Groll des Alten in sündhaften Stolz um: der Karl war als königlicher Rechtspraktikant heimgekehrt. Sakra! Hat da der Alte Augen gemacht! Und hat ihn gleich im Almenprozeß wider die Nachbar-gemeinde zu Kate gezogen.

Weil man den Herrgott aber doch nicht so einfach um den versprochenen Buben hat betriegen können, so hat der Michael für den untreuen Bruder einspringen müssen. Gefragt ist er nicht viel worden, er mußte halt das Gelübde der Eltern einlösen. Er hat sie dadurch glücklich gemacht, und dies Bewußtsein wird ihm Halt gewesen sein, wenn je seine Wünsche abgeschweift sind.

Und dann war der Sepp. Der war auch verheiratet und hatte ein paar herzige Buben; und dann der Thomerl, ein ganz junger Chemann. Holzmechte waren sie beide und verdienten dem Vater in schwerer Arbeit hoch oben in den Bergen manchen Taler. In der Kriegszeit aber halten sie alle, außer dem fernen Pfarver, dem Vater und juchzen hinaus in die Sonnenwelt, denn es galt ja der Heimat-erde, die sie geboren und ernährt.

Aber der jüngste Brunnerbub tat auch nicht mit. Das war ein ganz moderner! Ein schier unverständlicher Kopf, der rein zu glauben schien, daß er ein zweites Leben zu vergeben habe, wenn ihm das eine in seinem Malfizberuf z'sammgedruckt worden ist: ein Chauffeur war er, ein königlicher Postchauffeur, und just in dem Kriegsjommer fuhr er jeden Tag dreimal das Fremdenauto am Elternhaus vorüber und winkte immer und rief auch wohl einen Gruß. Aber der Alte konnte sich nur schwer daran gewöhnen, daß das wirklich sein Bub ist, der sich so laudumm einer Maschine anvertraut. War das eine vertrackte Welt geworden! — — —

Wie der Alte jetzt wieder einmal so verträumt vor sich hin-schaut, liest seine Alte seine Gedanken und fragt ihn: „Wer kommt

z'ericht dran?“ Der Bauer tut völlig erstaut: „A so! Na, der Chauffeur mein' ich. Aber sie werden's schon selber wissen, ich mag nit fragen.“

Zwei, drei Tage vergehen; viel Arbeit ist da und es ist, als ob sich alle verdoppeln möchten. Fest greifen die Hände, straff spannen sich die Muskeln, schwankend fahren die hochbepackten Heuwagen in die Scheune, und die untergehende Sonne saugt mit ihren Strahlen den Duft aus dem Heu und ein kühler Wind trägt ihn leicht durch das Tal. —

Da saust das Postauto daher und der Brunnerbub führt es. Er hält vor der Scheune und leucht außer Atem: „Nicht's euch z'samm, die Mobilmachung ist da!“ Und schon rast er weiter mit seiner Botschaft, hinter sich Schrecken, Sorge, Angst zurücklassend, als Fahrgast der Senfemann, der unermüdet seine Senje schärft zur großen Ernte, um sich das reife, blühende Leben und die Schönheit der Welt, die der Herrgott den Menschen zur Freude geschenkt hat.

Am Brunnerhaus blieb's einen Augenblick lautlos still. Erwachten sie aus einem Traum oder begannen sie jetzt erst schwer zu träumen? Da klang des Vaters ruhige Stimme: „Sagt's der Mutter noch nicht. Jetzt weiter, zwei Fuhrer müssen noch 'rein, dann könnt's Feierabend machen, Buben.“ Und wieder biegen sich die Rücken unter den Lasten, wieder tönt das ermunternde Hü und Hot für die Pferde, und der Sepp setzt wie vorhin seinen jauchzenden Buben als Krone auf den Wagen. Aber die Sonne ist untergegangen und Abend will es werden.

Die Brunnerbäuerin geht schon um acht Uhr schlafen. Sie ist stets die Erste und füttert um vier Uhr früh schon das Vieh, weckt dann die Leute, lösch den Kaffee und das Müs, und geht dann um sechs Uhr gemächlich zur Kirche mit dem Bewußtsein, das Uhrwerk daheim in Gang gebracht zu haben. Nachdem sie an dem Abend alle miteinander gebetet hatten und die Mutter sich die Finger am Weißwasser geneht hatte und mit einem „schlaf's gut“ gegangen war, da sagte der alte Brunner: „So, jetzt kommt's her zur Lampe mit eure Papierln, daß ich seh', wen's z'ericht trifft.“

In der Fensterdecke steht der große Lutherisch, darüber hängt im Winkel der Herrgott am Kreuz, ein paar Heiligenbilder um ihn herum und blühender Eisen, der sich an ihm emporrankt. Die Lampe wird tiefer gehängt, damit der Vater besser lesen kann. Der Schein fällt auf seinen graulockigen Kopf; mit der einen Hand hält er die große Hornbrille, mit der anderen verfolgt er Zeile um Zeile auf den Papieren. Er liest halblaut vor, und seine Söhne sitzen um ihn herum und hören schweigend zu. Ein jeder hat etwas Liebes, aber mit unbarmherziger Hand halten sie ihr Herz fest.

Da steigt die Tür auf und der Jüngste, der Chauffeur, tritt herein: „Die letzte Nacht will ich daheim schlafen.“

„Ich hab' mir eh' denkt, daß du als Erster drankommst,“ sagt der Vater und schaut für einen Augenblick auf, „und der Karl und der Thomerl gehen glei' mit dir. Bis die nach Lindau kommen, wird's Zeit auch für sie. Und übermorgen ist der Sepp an der Vieh.“

„Und dein Staatskonkurs?“ fragt jetzt die Schwester, die Burgei, den Karl. Er sieht sie an. Wie im Fieber sagen Erinnerungen an Ehrgeiz, Fleiß, Hunger, Troß an ihm vorüber. „Aus is 's,“ sagt er und tut einen Gang durch die Stuben.

„Und mein Weib, meine junge, blutjunge Christel,“ schreit's im Thomerl, und auch dem Sepp beginnt ein heißes Weh den Atem zu verlegen.

Nun aber erhebt sich der Vater und sagt: „Niet's nieder, Buben, tum wir beten.“ Und sie knien in der Stube nieder, die harten, wettergebräunten Gestalten, bartuß, auf ihren nackten Knien. In ihrer Mitte steht der Alte, die Hände fest verschlungen, und ringt mit dem Herrgott um seines Lebens ganze Freude. Dann verstummen die Stimmen und der Vater sagt: „So jetzt geht's schlafen, ich werd's halt noch der Mutter sagen.“ — — —

Ein silberner Mondschein liegt über dem Tal. Gewaltig ragen die Riesenschatten der Berge in den besternten Himmel; Friede atmet die Natur. Dann — ganz allmählich — beginnt ein heller Schein im Osten den Himmel zu färben. Klarer treten die Umrisse der Felsen und die Wipfel der Bäume aus der Dämmerung hervor. Ein Raaz schreit auf, ein Vöglein erwacht zwißchernd aus dem Schlaf. Dann ist es noch einmal still, nur tief unten raucht der Wildbach. Und als wehret der alte Tag dem Neuen, Unbekannten den Eingang in das ruhig atmende Tal, senkt sich dicker Nebel in die Niederungen, und Tag und Nacht kämpfen länger als sonst um die Herrschaft.

Durch das Brunnerhaus schlurzen die Schritte der alten Bäuerin. Zuerst sieht sie nach dem Vieh, dann setzt sie reichlich Kaffee zu, und dann steigt sie hinauf in die Kammer der Buben. Weise geht sie von Bett zu Bett und schießt jeden einzelnen lange an, und sie



Ohne Schatz. Nach dem Gemälde von Th. Dengler.

meint, ihre FüÙe werden zu Blei. Wie sie aber wieder an der Tür steht, ruft sie mit harter Stimme, als gälte es dem täglichen Werk zur Arbeit: „Buben, aufsteh'n! Ihr müÙt's beachten geh'n.“

Die Sonne hat gesiegt, und durch den leuchtenden Morgen mit dem taufrischen Gras gehen die Bauernelstern mit ihren Kindern. Von der Ernte sprechen sie, vom Wetter, von der Reise zum Regiment, von diesem und jenem Bekannten, von dieser und jener Begebenheit. Dann kommt das Kirchlein in Sicht. Die Glocke läutet! Aber in der Kirche werden heut andere Worte gesprochen als sonst. Am Altar kniet die kraftstrotzende Jugend der Berge und empfängt den Segen, und der alte Pfarrer senkt noch einmal die Worte des ewigen Glaubens an einen allgütigen Herrgott in die jungen Herzen, der es so oder so zu ihrem Besten leiten wird.

„Braucht's eure Häuste, Leut', macht eurem König und Land Ehre, aber bleibt's Christenmenschen und werdet nicht grausam.“

Die Kirche leert sich. Zu FüÙen der Mutter Maria kniet die Brunnerbäuerin. Ihre Buben schreiten an ihr vorüber und reichen ihr schweigend die Hand. Weibend machen die alten Hände das Kreuz auf den jungen Stirnen. War ihr einer so lieb wie der andere, und schien ihr doch jeder besonders ans Herz gewachsen. „Bergeht nit außs Beten, Buben! Kommt's wieder heim.“ — Und sie winkt ihnen zu gehen und bleibt zurück in der Kirche.

Noch eine knappe Stunde. Noch rasch alle Liebesgaben, der

Schwester in den Rucksäcken verpackt und schon ist das Auto vor dem Brunnerhaus.

„Bleibt's g'sund,“ ruft ihnen der Vater noch nach, und rasch geht's dahin. Nicht umsehen, nicht winken, nur kein Herzweh erwecken! Noch eine Biegung des Weges und schon ist das Brunnerhaus verschwunden. Jetzt geht's am Angelbauer vorbei, dann an der Sägemühle, nun noch der Felsen und dann kommt das Dorf in Sicht und das Kirchlein. Die Brunnerbuben denken in dem Augenblick alle dasselbe, an die Mutter, die dort drin für sie betet. Die Sipe ertönt. Jetzt zuckt die Betende wohl zusammen, jetzt, weiß sie, fahren ihre Buben wohl dahin. Aber sie rührt sich nicht. Ihre Augen schauen zur Mutter Gottes auf und ihre Lippen beten und bitten: „Sei gut zu meinen Kindern!“

Weit draußen in der Ebene hebt und senkt sich die Brust rascher. Tatendrang und Vaterlandsliebe, Pflichteifer und Jugendmut jagen das Blut durch die Adern. Alte werden wieder jung, Junge werden besonnen und reif.

Kein Berg ist so hoch, kein Thal so einsam, daß nicht das Echo der Weltgeschichte zu ihm dringe. Und Steine und Bäume und Wiesen und Felder, die Tiere im Wald und die Vögel und Fische, die hochragenden Felsen und der wildtörende Bach horchen auf den Fußschlag der großen Zeit.

Buben, eure Heimat ist stolz auf euch! Bleibt's g'sund!

Funken und Flammen.

(Fortsetzung.)

Original-Roman von Max Pollaczek.

(Nachdruck verboten.)

„Wie ich bloÙ wieder ansieh! Kannst Du denn gar nicht genug kriegen? Jetzt setz Dich hin und schreibe, und ich werde auch unterschreiben.“

Sie holte vom Fensterbrett ein Fläschchen Tinte herbei, nahm Federhalter und Feder aus der Schublade, holte aus einem Pappkasten einen Bogen Papier und einen Briefumschlag hervor, legte alles vor Hans hin, und gab ihm als Schreibunterlage einen Zeitungsbogen. Sie wollte ihm, als er angefangen hatte zu schreiben, über die Schulter sehen, aber er verbat es sich.

„RaÙ, Martha, wenn mir einer so zusieht, da kriege ich kein Wort zustande.“

„Denn nicht,“ sagte sie und wandte sich wie schmollend von ihm ab.

Aber er kam nicht dazu, seinen Brief in Ruhe zu vollenden, denn wieder erklang die Glocke. Diesmal eilte Martha hinaus. Man hörte, wie sie öffnete, und gleich darauf ein Schrei der Ueberraschung ausgestoßen wurde. Weigert sprang auf.

„Nanu, was ist denn das?“

Er riÙ die Stubentür auf, und da stand schon Hesse vor ihm.

„Guten Abend allerseits,“ grüÙte der unerwartete Besucher.

Man starrte ihn überrascht an, und er fuhr fort: „Auf mich habt Ihr wohl nicht gerechnet. Ja, je länger der Abend, desto schöner die Gasse.“

Er deutete auf Weigert.

„Hier ist auch wieder alles im Lot. Verwechselt, verwechselt das Bäumchen. Na, mir kann's recht sein.“

Frau Reichelt schob ihm einen Stuhl hin.

„Setz Dich mal erst.“

Er tat es.

„Kannste haben, Emmaken. Also wat ich sagen wollte und nich lügen, det Reiste wiÙt Ihr ja woll schon. Mein Freilein Döchter hat sich verlobt. Mens, wat Recht is, er is 'n feiner Kerl. Zip Top. Hochelejante Kluff und Manieren wie'n Graf.“

Nun aber brach Frau Reichelt los.

„RaÙ uns mit dem Frauenzimmer zufriednen. Die Sophie ist eine durch und durch schlechte Person, und ich und wir alle wollen von ihr nichts wissen. Und der Mensch, mit dem sie sich jetzt eingelassen hat, ist auch nichts Besseres. Da haben sich zwei gesucht und gefunden.“

Bergeblich hatte Martha die Erregte am Arm gefaÙt und sie durch Gesten zum Schweigen zu bringen gesucht, Frau Reichelt hatte nicht eher aufgehört, bis sie ihren Gefühlen einigermäÙen Luft gemacht hatte. Wider Erwarten nahm Hesse die Verunglimpfung seiner Tochter und seines zukünftigen Schwiegersohns ganz ruhig auf und der von Martha befürchtete ZusammenstoÙ trat nicht ein.

„Reg' Dir nich uff. Zä bin schon früher mit je fertig gewesen, und die Liebe is nich größer geworden. Ich wees nu,

wober sie de billie Hinte hat, un warum ich ihr in ihre noblichte Wohnung inkommodiert habe. Ach nee, wat so'n Vader allens erleben muÙ.“

Martha suchte das Gepräch abzulenken.

„Wo bist Du denn nun die ganze Zeit über gewesen, Dinkel?“

„Wo soll ich denn gewesen sein?“ antwortete er hochdeutsch. „Entweder ich habe in meiner Bude gearbeitet, oder ich bin auf den Beinen gewesen, um mit den Leuten zu verhandeln.“

„HaÙ Du denn etwas verdient?“ fragte Frau Reichelt dazwischen.

Ihr Bruder nahm ihr das übel.

„Det jeht Dir jar nicht an, vastehste? Du siebst mir doch nicht.“

Nachdem er so seinem Aerger Ausdruck gegeben hatte, wurde er wieder ruhig.

„Wenn ich an meiner Erfindung arbeite, dann kann ich doch nicht Geld verdienen, das sieht doch 'n Blinder. Und dabei ist die Blase so gemein, so hundsgemein. Und besonders die Kerls vom Patentamt! Abgelehnt, abgelehnt, das ist ihre ganze Kunst. So eine dumme Sippichast. Die schmieren ihre Akten voll und haben keine Ahnung, was eine richtige Erfindung ist.“

Weigert wollte etwas erwidern, aber ein Druck auf seinen Arm hielt ihn zurück. Martha sah ihn bittend an. Er verstand sie und schwieg. Nicht so Frau Reichelt. Die setzte ihr Verhör ungeniert fort.

„Ja, wobon haÙt Du denn die ganze Zeit über gelebt?“

Er lachte schrill auf. Es klang unheimlich.

„Du haÙt mir doch nichts gegeben. Die paar Groschen, die ich brauche, hat mir die Sophie gegeben. Das ist doch nicht mehr wie recht.“

„Nee, das sind Ansichten; ich würde mich davor bedanken,“ entgegnete Frau Reichelt scharf. „Wenn Du von dem Sündengeld nimmst, dann darfst Du Dich doch nicht auf den unglücklichen Vater hinauspielen.“

„Mutter,“ warnte Martha, aber die sprach weiter.

„Ach was, unter Geschwistern darf man sich wohl noch die Wahrheit sagen. Als Du damals erfahren hattest, was das für ein Lotteriegewinn war, da hättest Du reinen Tisch machen müssen — entweder, oder.“

Hesses Miene waren immer finsterner geworden, mütterfüllt blickte er auf seine Schwester und seine Häuste ballten sich. Hans stand auf, da er einen tätlichen Angriff befürchtete, aber wiederum wußte Hesse sich zu bezähmen. Doch lachte er wieder so schrill und unheimlich auf, wie vorher.

„Jeder red't so, wie er es versteht. HaÙt Du denn überhaupt 'ne Ahnung, was in mir steckt? So'n Mann wie ich, kann sich mit Geldverdienen überhaupt nicht abgeben, der hat an andere Dinge zu denken. Die Welt muß mich ernähren, das ist ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit. LaÙt mich nur machen, ich bin so gut wie fertig, und dann werden die Men-

schen ihr blaues Wunder erleben. Dann werden mir alle die Hände küssen, und das Gold werde ich schiffelweise einsacken."

Weigert lachte.

"Sagen Sie man zufrieden, wenn Sie 'n Litermaß nehmen können."

Hesse sah ihn verächtlich an.

"Was wissen Sie denn? Ihnen habe ich doch noch nicht erzählt, was ich baue. Mit Fahrrädern und Automobilen mögen Sie vielleicht Bescheid wissen, aber haben Sie in Ihrem ganzen Leben schon einmal etwas von einem Perpetuum mobile gehört?"

"Nanu wird's Laq."

Weigert erhob sich und trat vor Hesse hin.

"Arbeiten Sie etwa auch an so 'nem Dinge?"

Hesse schielte nach oben.

"Nehmen Sie mal an, ich täte es. Se, meinen Sie nicht auch, daß alles Glend auf der Welt geschafft wäre, wenn wir eine Maschine hätten, die immer geht und nichts verbraucht, keine Kohle und keine Elektrizität."

Weigert tippte mit dem Zeigefinger an die Stirn.

"Das gibt es nicht. Die Gelehrten haben tausend- und tausendmal berechnet, daß so etwas nicht zu erfinden ist. Schade um die Zeit, die man sich mit solchem Unsinn abgibt."

Auch Hesse stand jetzt auf.

"So — Unsinn ist es? Freilich, Sie müssen es ja wissen. Unsinn — weil die Gelehrten es sagen? Schöne Gelehrtel Die Kerle haben ja keinen blauen Dunst. Ich werde beweisen, daß es nur auf die richtige Idee ankommt."

"Und die haben Sie wohl gehabt?" fragte spöttisch Weigert.

Hesse fing wieder an im Dialekt zu reden.

"Ja woll, mein Jungeken, wenn Se nicht dajegen haben, ist bin jo frei jeweisen."

Weigert lachte. Der Alte schalt.

"Lachen Sie lieber nicht, Sie Superfluger, wer zuletzt lacht, lacht am besten. Ich kann's Ihnen ja jetzt verraten, ich bin so gut wie fertig damit. Früher hab' ich mich mit allerlei Kleinfram und solchem Zeugs abgegeben. Dabei kommt man zu nichts; ich will mit einem Schläge reich und berühmt werden. Keine Woche mehr, und die Zeitungen werden von nichts anderem reden, als von Hesse. Und der Kaiser selbst wird zu mir kommen."

"Und der Papst auch," fügte Weigert höhnisch hinzu.

"Vielleicht der auch."

Hesse sprach diese Worte ohne eine Miene zu verziehen, im vollsten Ernst.

Weigert zuckte die Achseln.

"Wenn einer so weit ist, daß er ein Perpetuum mobile bauen will, dann ist er im Oberflüßchen nicht richtig."

Hesse schlug heftig mit der Faust auf den Tisch.

"Berrückt also — das haben die Leute zu allen Erfindern gesagt, bis es sich herausstellte, daß sie eben ihrer Zeit voraus waren."

Seine Augen glühten in unheimlichem Feuer.

"Mich aber wird niemand ins Irrenhaus sperren. Nicht lange mehr, dann gebiete ich über Millionen, und dann werdet Ihr mir schon kommen. Dann werdet Ihr so klein werden, und dann werde ich auf Euch herabsehen."

Mit wachsender Besorgnis waren die Frauen der Entwicklung des Gesprächs gefolgt, jetzt schien ihnen die Zeit gekommen, einzugreifen. Frau Reichelt fing es ungeschickt genug an.

Unermittelt fragte sie: "Wie wird denn das nun werden, wenn Deine Tochter verheiratet sein wird? Wirst Du zu ihnen ziehen, und was werden sie überhaupt machen? Sie werden wohl das Geschäft beibehalten?"

Hesse kniff das rechte Auge zusammen.

"Ich dachte, ich sollte Dir von dem Frauenzimmer nichts mehr erzählen? Aber wenn Du es durchaus wissen willst, bis die verheiratet sind, bin ich mit meiner Erfindung längst fertig und schwimme im Gelde. Dann können sie zu mir in mein Palais ziehen, ich bin nicht rachsüchtig, und was mir die Sophie jetzt gegeben hat, die paar Groschen soll sie hundertfach wieder bekommen. Und Martha wird sich auch nicht zu beklagen haben, die kriegt 'ne Mitgift von mir."

"Wie bin ich erst 'n Ende mit weg?" erwiderte das junge Mädchen lachend.

Frau Reichelt aber bemerkte: "Was Du bloß immer mit Deiner Erfindung hast? Du und Millionen! Ich würde ja meinem Schöpfer danken, wenn Du nur irgendwo Dein Auskommen hättest. Du bist doch 'n geschickter Mensch, und hast

schon früher immer etwas zu basteln gehabt. Du mußt doch irgendwo unterzubringen sein."

Ganz unerwartet lösten diese Worte bei ihrem Bruder einen furchtbaren Wutausbruch aus. Mit gellender Stimme fing er an, sie zu beschimpfen, und erklärte, er wolle mit ihr und ihrer Sippchaft nichts mehr zu tun haben. Jetzt sehe er endlich ein, mit was für falschen Kreaturen er es zu tun habe. Er gehe zu seiner Tochter, die heirate einen Baron. Der paßte zu ihm. Nie mehr würde er die Schwelle der Reicheltschen Wohnung wieder betreten.

Ehe die von Schreden gelähmten Frauen, ehe der maßlos überrückte Weigert ein Wort hervorbringen konnte, hatte er seinen schäbigen Filzhut ergriffen und war auf und davon. In Bestürzung blieben die andern zurück. Sie konnten vor Erregung kaum sprechen.

"Er wird sich doch hoffentlich nichts antun," äußerte endlich Frau Reichelt, "so aufgebracht habe ich ihn noch nie gesehen."

Weigert schüttelte den Kopf.

"Nein, das glaube ich nicht, ich fürchte ganz was andres."

Er ließ sich nicht weiter darüber aus, sondern setzte sich nieder, um den Brief an Dr. Globig fertig zu schreiben. Die Frauen küsterten unterdes miteinander. Kaum hatte er ihn vollendet, ohne Martha unterschreiben zu lassen, und den Brief verschlossen, als er sich eiskalt verabschiedete. Frau Reichelt und Martha waren über seinen plötzlichen Ausbruch sehr erstaunt und fragten nach dem Grunde.

"Den würden sie schon später erfahren." Damit ging er.

Geängstigt, von Besürchungen und Zweifeln gequält, sprachen Mutter und Tochter noch lange miteinander über die Ereignisse des Abends. Als sie sich endlich zur Ruhe begeben wollten, schreckte sie abermals der Ton der Klingel auf. Ganz war es, der sie zu dieser ungewohnten Zeit wieder aufsuchte. Er war sehr heftig und erregt. In fliegender Hast erzählte er, daß ihn eine innere Unruhe getrieben habe, nach Hesse zu sehen.

Er wäre gerade noch zurecht gekommen, um Zeuge eines furchtbaren Tumultes zu werden, den der Wahnsinnige in und vor dem Hause seiner Tochter veranlaßt habe. Mit Wüthe wäre er überwältigt und ins Krankenhaus geschafft worden.

Erst spät trennte sich Weigert von den tief erschütterten Frauen.

16.

Frühmorgens war Dr. Globig aufgestanden und hatte hastig nach der Zeitung gegriffen. Da stand es zweimal, einmal im Imperatenteil und einmal unter Theaternachrichten, daß heute „Die Reisenden“, Lustspiel in vier Akten von Martin Globig, zum erstenmal aufgeführt würde.

Neben der Zeitung lag ein Brief.

"Ist das alles?" murmelte er.

Er war in der letzten Zeit eine größere Post gewöhnt. Dann erbrach und las er ihn. Er war von Weigert.

Eiskalt zog er sich an und trank eine Tasse Kaffee, den er sich selbst auf dem Spirituskocher braute. Das Bröckchen, so frisch und knuspig es war, ließ er unberührt. Er fühlte, daß er keinen Bissen hinunterwürgen könnte.

Mehr aus Gewohnheit als aus Interesse blickte er auch nach dem andern Inhalt der Zeitung. Eine kurze Notiz fesselte ihn. „Lobsuchtsanfall auf der Straße“ hieß sie. Das traurige Geschick Hesses wurde darin beschrieben.

"Hesse — Hesse —," der Name kam ihm so bekannt vor.

Richtig ja, das war ja zweifellos der Vater der hübschen Verführerin. Sieh' mal an, welch ein Zusammenreffen!

Aber er hatte weder Zeit noch Lust, der Sache jetzt nachzudenken. Zum Teufel auch, wenn man abends Premiere hat. Er konnte sich nicht entsinnen, je von einem Gefühl beherrscht gewesen zu sein, das so aus Angst und Freude gemischt war, wie heute.

Bald hätte er aufjubeln mögen, und bald wieder schlug ihm das Herz bis zum Halse.

Es hielt Globig nicht länger in der Stube, er mußte ins Freie.

Es war ein bitterkalter Wintermorgen, und trotz seiner warmen Kleidung schauerte er zusammen, als er auf die Straße trat. Nun begann er eine sonderbare Wanderung. Er ging von Litzfahle zu Litzfahle, sah nach, ob der Zettel des Hauptstädtischen Theaters angeklebt war. War es der Fall, so las er ihn aufmerksam von Anfang bis zu Ende durch. Wenn nicht, so schüttelte er mißbilligend den Kopf, und setzte seinen Stab weiter. (Schluß folgt.)



So freudig zieht der kroatische Landsturm ins Feld.

fönnen. — Mit Jubel und Gefang ziehen die kroatischen Landstürmer fröhlich aus, um auch ihren Teil zur Verteidigung des gemeinsamen Vaterlandes beizutragen. Die schlechtesten Soldaten sind diese Gebirgsbewohner nicht, die an das Ertragen von Strapazen besonders gut gewöhnt sind. — Wie die erbeuteten russischen Feldküchen in Malma von deutschen Soldaten für die eigene Verköstigung benutzt werden, zeigt nebenstehendes Bild. — In Nordfrankreich, wo die größte Zahl der Einwohner aus den Ortschaften, die von den Deutschen besetzt wurden, geflüchtet sind, waren große Mengen ungedroschenen Getreides auf den Feldern geblieben. Um dieses wertvolle Material nicht verkommen zu lassen, sind die deutschen Soldaten an vielen Orten damit beschäftigt, das Getreide auszudreschen, wozu sie sich der Dreschmaschine bedienen. Unser Bild zeigt deutsche Kavalleristen, die dazu abkommandiert sind. — Im letzten Bilde zeigen wir, wie sich russische Landsturmlente in Czernowiz photographieren ließen und so sehen wir Originaltypen vom russischen Heer.



Im Stappenlazarett in Ostpreußen.



Unsere Soldaten als Landarbeiter.



Aus den Russentagen in Czernowiz.

Druck und Verlag: Neue Berliner Verlags-Anstalt, Aug. Krebs, Charlottenburg bei Berlin, Berliner Str. 40. Verantwortlich für die Redaktion der Neuen Berliner Verlags-Anstalt, Aug. Krebs: Max Ederlein, Charlottenburg, Weimarer Str. 40.

Monatsblatt

des Vereins für Heimatkunde.



Bestellungen auf Sonderabzüge, sowie Anfragen und Beiträge sind zu richten an den
Herausgeber Oberlehrer Dr. Laube, Merseburg, Roonstraße 23 I.



Das Blatt erscheint um die Mitte des Monats als
wissenschaftliche Beilage zum Merseburger Correspondent.

Feldzugsbriefe.

(Fortsetzung von VI, 2 in Monatsblatt 8.)

Wie bereits angedeutet, mußte unser Bataillon in E. aussteigen, um von hier den Marsch ins Land anzutreten. Die Veranlassung war, daß die feindliche Armee einen Durchbruch durch die Linie . . . versuchen wollte. Unser Bataillon und die beiden nachfolgenden waren dazu auszuweichen, den rechten Flügel unserer Stellung als Reserve zu sichern. Der Marsch wurde unter großer Hitze zur Mittagszeit angetreten, worunter die Truppe sehr zu leiden hatte. Manchen Schweißtropfen kostete es. Eine besondere Freude war es mir, bei der Station B. Landwehrmänner vom 36. Inf.-Regt. anzutreffen. Erkennt habe ich unter den bärtigen Soldaten leider keinen. Die Zeit war auch zu kurz. In St. wurde nach etwa 20 Kilometer Marsch Halt gemacht und Nachtquartier bezogen. Doch nicht lange sollte die so ersehnte Ruhe dauern. Gegen 2 Uhr morgens erfolgte Alarm und danach sofort Weitermarsch, da ein Angriff erfolgen sollte. Zwei Stunden tappten wir im Dunkel der Nacht dahin, ohne auf den Feind zu stoßen oder etwas kriegerisches zu hören. Dann wurde Halt gemacht. Im Rübenfelde lagerte sich alles und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Doch nichts davon, auch am Vormittag nicht. Etwas Leben kam in die Truppe, als ein Bewohner des naheliegenden Ortes R. als Gefangener eingeliefert wurde, der dem Feinde über unser Kommen durch Lichtsignale vom Kirchturm Kunde gegeben hatte. Er war selbstverständlich unschuldig, obwohl auch wir die Lichtsignale auf unserem Marsche gesehen hatten. Doch er konnte der Tat nicht überführt werden und, gerecht wie wir gegen unsere Feinde auch im Zivilrock vorgehen, wieder entlassen. Doch das Geschick ereilte auch diesen Franktireur. Einige Tage später verübte er die gleiche Verräterei und wurde dieser auch überführt. Die erbitterten Soldaten, die die Einwohner, Dorf und Kirche besonders geschont hatten, erschlugen ihn mit dem Spaten. Gleiche und ähnliche Taten könnte ich noch eine ganze Reihe anführen, die wir persönlich erlebt haben. In Orten, durch die schon seit Wochen Truppen durchmarschiert sind, erhalten kleinere Abteilungen oder Provianttransporte plötzlich Feuer und mancher Soldat hat auf diese Weise sein Leben verloren. Vor einigen Tagen wurden erst sämtliche Pferde einer 10 Mann starken Kavallerieabteilung in einem Orte angeschossen, der bisher als friedlich bezeichnet worden war. Das Strafgericht blieb denn auch nicht aus. Gegen friedliche Einwohner wird, um dies gleich zu erwähnen, sehr schonend vorgegangen. Alle Requisitionen werden bezahlt, auch nicht ein Strohalm wird „gelapert“. Quartiere werden regelrecht vergütet und die Bevölkerung in Ruhe gelassen, so daß sie ihrer Beschäftigung, soweit solche vorhanden sind und geboten wird, nachgehen kann. Ja vielfach wird der Bevölkerung Lohn und Brot durch die Truppe gegeben. Kein Handwerker wird beschäftigt, ohne dafür seinen Lohn zu erhalten.

Ob Russen, Engländer, Franzosen und Belgier in Deutschland ebenso handeln würden?

Aus unserer Referenzstellung rückte das Bataillon am 8. September weiter gegen den Feind vor und unserer Kompanie wurde die Vorpostenstellung mit Aufklärung gegen den Feind zugewiesen. Ich kam zur Feldwache. Ein einfaches Haus war die Unterkunft und ein Schützengraben der Ort, wo wir Stellung bei feindlichen Angriffen nehmen sollten. Die ersten beiden Tage galten der Aufklärung im Vorgebiet, einem dichten Walde mit einzelnen Richtungen, inmitten ein verlassenes Schloß, und einer Ortschaft B., unweit des Denle-Kanals und der vom Feinde besetzten Stadt M. Offizier- und Unteroffizierpatrouillen waren fortwährend unterwegs und durchstreiften den Wald und den Schloßpark, ohne etwas vom Feinde festzustellen. Überaus anregend und reizvoll ist so ein Patrouillengang, auf dem man so ganz auf sich und die Mannschaften angewiesen ist. Besondere Vorsicht muß im Walde angewendet werden. Doch ging alles ohne Verluste ab. Bei diesen Patrouillengängen fanden wir sehr viel Bekleidungsstücke und Waffen, die von belgischen Soldaten weggeworfen worden waren. Viele Waldbäume, namentlich das dicke Unterholz, waren dichtbesät mit vollen und leeren Tornistern. Ich kann mir dies nicht anders erklären, als daß die Soldaten Zivilzeug angezogen haben, denn die volle Ausrüstung lag beieinander. Interessant war der Fund eines Päckchens belgischer Soldatenbriefe in einem Tornistern. Die Briefe wurden mitgenommen und durchstöbert. Aus dem einen ergab sich folgende beachtenswerte Stelle, die für die Ansicht im belgischen Kreise sehr bezeichnend ist. Da stand wörtlich: Er — der Empfänger — soll nirgends die dreifigen Preußen schauen, aber dabei keinesfalls sein eigenes teures Leben riskieren! Ein anderer Briefschreiber hatte seinen nationalen Ingrimm in folgende Worte gekleidet: Versuchen Sie so viel wie möglich Deutsche zu erschlagen, denn es sind alle Verbrecher! In einem weiteren Briefe stand zu lesen, daß die Mobilmachung der belgischen Armee bereits am 2. August vollendet war und die Deutschen nur kommen sollten. Die Ortschaft B. hatten die Bewohner verlassen. Das Vieh wurde daher als willkommene Beute mitgenommen. Sonst verlief die Aufklärung ohne besondere Zwischenfälle. Erst am 10. September kam Leben hinein. Westlich und östlich unserer Stellung tobte bereits ein heftiger Kampf, da die feindliche Armee aus Antwerpen einen Ausfall unternahm. Nun kamen auch wir an die Reihe. Patrouillen wechselten Schüsse, die Artillerie griff ein und bald befanden wir uns im regelrechten Feuergefecht, das von Stunde zu Stunde heftiger wurde und an unsere verhältnismäßig schwache Truppe hohe Anforderungen der Ausdauer und Entschlossenheit stellte. Denn der Kampf währte bis zum 13. September 4 Uhr morgens mit nur geringen Feuerpausen. Zeitweise nahm der Kampf eine bedrohliche Wendung an, da uns eine wesentliche Übermacht gegenüberstand und der Feind mit Artillerie reichlicher versehen war. Überhaupt dieser Artilleriekampf und die Beschickung der Stellung durch diese. Das Furchtbare einer solchen Situation läßt sich mit Worten garnicht ausdrücken. Das Pfeifen der In-

fanterie-Geschosse stört nicht im geringsten, aber das der Granaten und Schrapnells hört sich direkt unheimlich an, und man glaubt, die ganze Welt wäre aus Rand und Band, zumal wenn es in dem Maße geschieht, wie wir es am Nachmittag des 12. auszuhalten hatten. Unaufhörlich plakten vor und hinter uns die Granaten, dazu heftiger Regen ohne Schuß, dazwischen Maschinengewehr- und Schützenfeuer, so daß wir bald ausfahen, als ob man jeden Soldaten im Schmutze herumgewälzt hatte. Unsere schöne Paradeuniform war im Nu zum Teufel. Der Höhepunkt des Gefechts trat ein, als feindliche Artillerie in ca. 600 Meter Entfernung von unseren Schützengräben aufzufuhr und uns gleich einem Hagelwetter mit diesen „verfluchten Dingen“ überschüttete, daß wir glaubten, unser letztes Stündlein sei gekommen. Da, als Retter in der höchsten Not erschien unsere Artillerie. Und wahrlich, prächtig hat sie eingegriffen. Schon der erste Schuß ein Treffer. Und der zweite Mitten drin. Auch die weiteren saßen, so daß die feindliche Batterie innerhalb weniger Minuten zum Schweigen gebracht war. Wie eine Erlösung aus tiefster Qual ging es durch unsere Reihen, als die Granaten nicht mehr unsere Kopfgegend belebten. Das Schützenfeuer zog sich bis in die Morgenstunden hin. Erst gegen 4 Uhr trat Ruhe ein. Die Aufklärung am Vormittag des 13. ergab, daß der Feind den Rückzug angetreten, viele Tote und Verwundete verloren und die Batterie Brogen und Pferde im Stich gelassen hatte. Die Verluste der Kompagnie waren verhältnismäßig gering. Ein Seesoldat war gefallen, mehrere verwundet. Die Matrosen hatten ebenfalls mehrere Tote und Verwundete, desgleichen unsere anderen Kompagnien. Nur die . . . erlitt schwere Verluste, da sie aus einer Stellung zurückgehen mußte, die mit vielfacher Übermacht angegriffen wurde und dabei den Kanal zu passieren hatte und zwar schwimmend. Daber nahezu ein Drittel der Kompagnie an Toten, Verwundeten und Vermissten. Dieser dreitägige Kampf Tag und Nacht war an uns nicht spurlos vorübergegangen. Namentlich die Feldwachen als die am weitesten vorgeschobenen Stellungen nach dem Feinde hatten übermenschliches geleistet. Kein Schlaf, knappe Verpflegung, keinen warmen Trunk, dazu Regen und Kälte und die wiederholten heftigen Angriffe des Feindes hatten uns müde gemacht. Wir wurden abgelöst und kamen in Reservestellung, wo wir nun schon seit zwei Tagen liegen und ein einigermaßen gutes Leben führen. Die Genugtuung erlebten wir, daß unser Führer mit der höchsten Anerkennung unsere Leistungen bewertete und weiter zum Ausdruck brachte, daß wir dem guten Rufe des Seebataillons wieder einmal gerecht geworden wären. Denn: Seesoldatenblut ist doch keine Buttermilch!

Herzlich grüßt Dein Franz.

VII.

Feuerstellung bei . . . , 5. Okt. 1914.

1. Lieber Vater!
Wie Ihr aus meinem letzten Briefen ersehen habt, befinden wir uns seit einigen Tagen in einer Verteidigungsstellung, in der wir aber bisher eine recht ruhige Zeit verleben konnten. Es ist mir deshalb möglich, einmal ausführlicher zu schreiben. Da ein großer Teil der Reservisten und Landwehrlente des . . . Ref.-Korps aus der dortigen Gegend stammt, wird das folgende gewiß Interesse finden: Es ist schon oft genug die rege Liebestätigkeit des Roten Kreuzes gewürdigt worden, die den Truppen und auch uns beim Transport nach der Grenze in so rührender und wohlthuender Weise zugute gekommen ist. Ich brauche sie deshalb nicht zu schildern. Am 11. August wurden wir nachmittags in D. ausgeladen. Nach einigen Übungs- und Marschtagen im jenseitigen Rheinland, die dazu dienen sollten, unsere Reserve-Truppenteile noch mehr für die kommenden Tage vorzubereiten, marschierten wir am 17. August westlich H. über die belgische Grenze. Bald traten uns die ersten Schrecken des Krieges entgegen. An den Straßen lagen die Kadaver von toten Pferden und des öfteren kamen wir an abgebrannten Gehöften und ganzen Ortschaften vorbei, die das gleiche Schicksal erlitten hatten, weil ihre Bewohner auf die vor uns marschierenden aktiven Truppen geschossen haben. Einen besonders grau-

figen Anblick gewährte uns noch am ersten Tage in Feindesland das Städtchen H., das auch noch von unserer Artillerie beschossen werden mußte. Trotzdem streiften die fanatischen Einwohner nachts umher, und oft schallten die Schüsse durch die Nacht, die zwischen ihnen und unseren Nachtposten gewechselt wurden. An den folgenden Tagen marschierten wir an der holländisch-belgischen Grenze entlang, überschritten die Maas, über die unsere Pioniere eine Pontonbrücke geschlagen hatten, und passierten die Städte Londeren, Loos, Ordingen und Tirlemont. Inzwischen waren wir so dicht auf die Stellungen des . . . Korps aufgerückt, daß wir vor dem letztgenannten Orte in ein Gefecht eingreifen sollten, von dem wir den Kanonendonner schon vom frühen Morgen an gehört hatten. Es kommt der Befehl zum Laden, und eine kampfesfrohe Stimmung beherrschte uns alle, und ein jeder bedauerte es, daß wir nicht in das Gefecht eingreifen konnten, weil der Feind, Belgier und Engländer, sich abermals fluchtartig zurückgezogen hatte. Beim Weitermarsch trafen wir dann vor Lixmont die verlassenen Schützengräben, und rechts und links der Straße liegende Uniformstücke aller Art, insbesondere aber leere Weinflaschen und die Fesseln von gerupften Hühnern, bezeichneten an den nächsten Tagen genau den Weg, den der Feind auf seinem Rückzuge eingeschlagen bezw. wo er gestoppt hatte. In dieser Gegend konnten wir auch feststellen, daß die Verwüstung, die wir in den an der Straße gelegenen Grundstücken zumeist vorfanden, während der Abwesenheit der Bewohner, die anscheinend sehr früh vor den deutschen Truppen geflüchtet waren, von den feindlichen Truppen angerichtet worden waren. Wir begegneten öfter großen Trupps von Einwohnern, die wieder in ihre Wohnungen zurückkehrten. Erzählt wurde uns von freundlich gesinnten Bewohnern des Landes, es waren das meist diejenigen, die das Flämisch als Muttersprache führten, daß die belgischen Soldaten bei Gefahr gern aus ihren Uniformen in Zivilkleider schlüpfen, die sie oft mit in ihrem Tornister tragen, um sich dann dreist unter die Einwohner zu mischen. In der Stadt L. die drei Tage danach in Brand gesteckt werden mußte, weil die Bewohner auf deutsche Truppen geschossen hatten, waren wir in dem Kloster einquartiert. Die Mönche machten schon keinen vertrauenerweckenden Eindruck auf uns, dagegen schien die Einwohnerschaft im großen und ganzen freundlich gesinnt. Am 22. August rückten wir stolz in Belgiens Hauptstadt Brüssel ein, das schon am 20. ohne Schwertstreich den deutschen Truppen ausgeliefert worden war. Wir wurden in einer mächtigen Reithalle neben dem Selbständigkeits-Monument, einer Nachbildung unseres Brandenburger Torres, einquartiert. Am nächsten Tage, einem Sonntag, marschierten wir durch Brüssel, dessen Bewohner sich noch den Morgenschlaf aus den Augen rieben. Von Brüssel aus schwenkten das . . . Korps und ein Teil des . . . Reserve-Korps von unserer ersten Armee nach Antwerpen zu ab, und wir begannen eine gewaltige Linkschwengung gegen die französische Grenze, die unser . . . Reserve-Korps bald in das vordere Treffen und zwar auf unserem rechten Flügel brachte. Gewaltige Marschleistungen wurden an diesen meist recht heißen Tagen von den Truppen gefordert, insbesondere verdiente sich unsere Infanterie die größte Anerkennung. In der Gegend südlich von Brüssel trat uns die belgische Bevölkerung im allgemeinen friedlich gegenüber, man verkaufte uns alles was wir wünschten, und stellte sogar Wasser vor die Türen zur Erfrischung der Truppen. Von unserer linken Flanke hörten wir an diesen Tagen andauernd schweren Kanonendonner, der von den Gefechten herrührte, die die übrigen Korps unserer 1. Armee unter v. Kluck gegen Engländer und Belgier führten. Unser Marsch führte uns noch durch die belgischen Städtchen Euphien und Ath, ohne daß wir an den andauernd zurückweichenden Feind herankamen, und am 25. August überschritten wir bei dem Orte Lorest ebenso ungehindert die französisch-belgische Grenze. Hier änderte sich sofort wieder das Verhalten der Bewohner des Landes zu unseren Truppen. Die Häuser waren zumeist verlassene, und einige mußten von unseren Vortruppen in Brand gesteckt werden, weil die Leute auf unsere Soldaten geschossen hatten. Noch an demselben Tage passierten wir die französische Grenzfestung Conde, die am Tage vorher durch unsere Pioniere gestürmt wurde.

Weiteres mehr demnächst. Sonst wohl. Herzliche Grüße an alle Lieben
Euer Fritz.



Feuerstellung bei . . . , 9. Okt. 1914.

2.

Lieber Vater!

In Ermangelung von anderem Briefpapier muß ich zur Fortsetzung meines Berichtes über meine bisherigen Kriegserlebnisse (den ersten Teil ließ ich Dir vor einigen Tagen zugehen) einige Blätter aus dem Hauptbuche eines französischen Gutsbesizers benutzen, in dessen Gehöft unsere Pferde untergebracht sind, während unsere Geschütze zu beiden Seiten des Gutes in Feuerstellung sich befinden.

Diese Festung Condé ist schon sehr veraltet und machte in ihrem Innern einen wüsten Eindruck, ganz besonders die Mannschaftsräume und die ziemlich umfangreichen Bekleidungskammern, in denen alles durcheinander geworfen war. Die Besatzung war anscheinend durch den Angriff vollständig überrastet worden, davon zeugten auch die zahlreichen Uniform- und Ausrüstungsstücke, die zu beiden Seiten der Straße lagen. In dem Chauffeegraben sahen wir auch die ersten toten Franzosen liegen, also auch die hatte der Feind zurücklassen müssen.

Unser Weg führte uns dann nach der Stadt B., das wegen der zahlreichen Kohlengruben in seiner Umgebung mit zu den industriereichsten Städten Nordfrankreichs gehört. Die Bevölkerung verhielt sich uns gegenüber ruhig. Es erweckte in uns überhaupt den Anschein, als ob die Bevölkerung der Städte weit weniger zu hinterlistigen Gewalttätigkeiten gegen die deutschen Truppen neigt, als die Landbevölkerung, denn in einer ländlichen Ortschaft, unweit der genannten Stadt, standen fast sämtliche Gehöfte in Flammen, weil ihre Bewohner auf die vor uns marschierenden Truppen geschossen hatten. Die Franktireure (etwa 18 Männer) hatte man glücklicherweise auch erwischt, sie lagen erschossen an einer Mauer vor dem Orte. Eine fürchtbare, aber doch sehr gerechte Justiz, denn das Leben jedes einzelnen Soldaten muß uns schließlich mehr wert sein, als diese Fanatiker.

Am 26. August hörten wir von Süden her lebhaften Kanonendonner. Ein flotter Marsch führte uns schon am Vormittag in die Nähe des Schlachtfeldes, und bald sind wir, ohne daß wir lange Zeit zum Besinnen fanden, mitten drin. Wie im Manöver fahren unsere Batterien im schneidigen Galopp in Stellung, und wir unterstützen recht wirksam den Angriff unserer Reserve-Jäger auf die verschanzten Stellungen der Engländer nördlich des Ortes H. Infolge . . . wir leider unser Feuer zu früh einstellen mußten, so daß unsere Jäger bei ihrem erfolgreichen Sturmangriff immer noch genug Verluste erlitten. In dieser Gegend sind wir dann an dem Tage noch drei Mal in Feuerstellung gegangen, in keiner hat unsere Batterie aber selbst Feuer bekommen, während die anderen Batterien unserer Abteilung sogar einige Tote und verschiedene Verwundete hatten. Ich könnte deshalb nicht sagen, an dem Tage meine Feuertaufe bekommen zu haben, wenn sie mir nicht das folgende Erlebnis etwas unvorbereitet, dafür aber um so gründlicher, verschafft hätte. Und das kam so: Unser Abteilungs-Kommandeur ritt mit seinen Batterie-Chefs vor, um vor dem Orte B. eine neue Stellung auszufinden. Der Stab und die Batterietrupps begleiteten die Offiziere. Diese Kolonne von ca. 25 bis 30 Reitern konnte der feindlichen Artillerie, die die vor uns liegenden Höhen besetzt hatte, natürlich nicht unsichtbar bleiben, trotzdem wir uns so gut wie möglich in einem Hohlweg zu verbergen suchten. Gar bald schlugen deshalb rechts und links des Weges die Granaten ein, glücklicherweise ohne große Streuwirkung, denn der Boden war durch den Regen der vorangegangenen Tage sehr aufgeweicht und die Explosion der Geschosse verursachte deshalb vor allem einen kolossalen Schlammtrichter, der dem Weiterliegen der Sprengstücke augenscheinlich hinderlich ist. Jetzt wurde sofort Kehrt gemacht und in einem wilden Galopp ritten wir nach dem Dorfe zurück, verfolgt von dem ärgsten Granatfeuer, durch das wunderbarerweise aber niemand von uns zu Schaden kam. Am andern Morgen fanden wir die Stellung der Engländer verlassen, sie hatten sich unter dem Schutze der Nacht zurückgezogen. Ein schauerlicher Anblick bot sich uns noch in dem von den Engländern verteidigten Orte H., der stark unter der Beschießung gelitten hatte. Vor der Dorfkirche lagen ein junger Leutnant vom Res.-Inf.-Regt. . . und zwei Mann, die von zwei englischen Soldaten vom Kirchturme aus, auf dem sie sich

verborgen gehalten hatten, erschossen worden waren. Die übrigen Leute der deutschen Patrouille hatten darauf den Turm gestürmt und die beiden Engländer mit dem Kolben niedergeschlagen.

Der Feind ließ sich auch während der nächsten Tage in seiner Flucht nicht aufhalten. Ab und zu traten uns kleine Detachements entgegen, die unsere Truppen beim Vormarsch aber nicht lange aufhalten konnten. So erstien bei B. plötzlich auf unserer rechten Seite feindliche Infanterie. Sofort prägt eine unserer Batterien ab, einige Schüsse genügen, um sie in ihrem Vorgehen aufzuhalten, den Rest, nämlich die Gefangennahme der ca. 300 Mann, besorgte unsere Infanterie. Da wir ziemlich lange Märsche hatten, gab es wenig Nachtruhe für uns und da uns die Bagagen nicht so schnell folgen konnten, mußten unsere Verpflegungs-Bedürfnisse, soweit das möglich war, bei den Bewohnern requiriert werden. Das durfte aber nur im Beisein eines Offiziers und gegen Ausstellung einer Quittung geschehen. Den Mannschaften war das Blündern bei Todesstrafe verboten worden. Unser Marsch führte uns durch das Städtchen B. und auch über das Schlachtfeld von G., auf dem am Tage vorher gekämpft worden war. Wir sahen unsere Truppen noch in vollster Tätigkeit, denn es hatte auf beiden Seiten ziemliche Verluste gegeben. Ohne Kampf überließ uns der Feind die ziemlich ansehnliche Stadt A.; als wir sie am frühen Morgen passierten, luden die Glocken zur Andacht ein und brachten uns erst zum Bewußtsein, daß an dem Tage wieder mal Sonntag war. Auch die bedeutendste Stadt Nordfrankreichs, A., wurde, ohne einen Schuß abzufeuern, von unseren Truppen besetzt, da sich die Franzosen aus ihren verschanzten Stellungen vor dieser Stadt auch wieder rechtzeitig zurückgezogen hatten. Nachdem wir die vor A. gelegenen Höhen noch einige Zeit mit unseren Geschützen besetzt hatten, konnten auch wir die Stadt passieren, deren Einwohner die Straßen auffallend stark besetzt hatten. Alle waren jedenfalls neugierig auf die „Preußen“, die einen erschienen dabei resigniert, die anderen trugen die sprichwörtliche Leichtfertigkeit der Franzosen zur Schau. Wir hatten in der Stadt eine längere Rast und wir besorgten, soweit das die nur in geringer Anzahl geöffneten Geschäfte und unsere zumeist noch geringeren Sprachkenntnisse gestatteten, unsere Einkäufe.

Von A. aus marschierten wir energisch auf B. los. Wir berühren dabei die Städte U., St. J., C., vor dem es noch zu einem kurzen Gefecht gegen die Engländer kam, C., das einen wüsten Anblick gewährte, weil hier die Einwohner wieder auf unsere Vortruppen geschossen hatten und die Brücke über die Dife vom Feinde gesprengt worden war, und schließlich das ca. 35 Kilometer nördlich B. gelegene S., bei dessen Durchmarsch ein feindlicher Flieger eine Bombe nach unserer Marschkolonne warf, die glücklicherweise keinen Schaden anrichtete. Von hier aus änderte sich unsere Marschrichtung, wir marschierten in südöstlicher Richtung auf M. zu und schoben uns auf diese Weise zwischen die bei B. und R. stehende französische Hauptarmee und die von B. aus im Anmarsch befindlichen Besatzungstruppen, mit denen wir am 5. September bei M. in ein heftiges Gefecht gerieten, in denen auch unsere Batterie leider eine größere Anzahl Verwundeter hatte. Wir überraschten den Feind im Marsche, und unsere Schüsse übten eine vernichtende Wirkung aus. Ein feindlicher Flieger entdeckte aber unsere Stellung, und bald danach überschüttete uns die schwere Artillerie des Feindes (man sagte, es seien Festungsgeschütze gewesen, die mittels der Eisenbahn aus den B. Forts herausgebracht wurden) mit einem wahren Hagel von Granaten. Da die feindliche Artillerie unverkennbar in starker Übermacht war, wurden wir aus unserer Stellung zurückgezogen. Die Maßnahme war auch sehr richtig, denn kaum waren unsere Geschütze zurückgebracht, setzte der Feind die Beschießung unserer Stellung in verstärktem Maße fort. Noch zwei Feuerstellungen nahmen wir an dem Nachmittag ein und legten uns auf dem Gefechtsfelde schlafen, um kurz nach Mitternacht bei einem prächtigen und sehr willkommenen Mondschein in nordwestlicher Richtung nach einer Höhe bei dem Orte M., zu marschieren, wo wir wieder in Stellung gingen. Am Vormittag schallte andauernd heftiger Kanonendonner von unserem rechten Flügel zu uns herüber, wir selbst konnten in den Kampf leider nicht eingreifen, weil wir keine lohnenden

Ziele entdecken konnten. Nachmittags erhielten aber auch wir und die vor uns in Schützengraben liegenden . . . Ref.-Jäger und Teile des . . . Ref.-Inf.-Regt. heftiges Geschützfeuer, darunter auch wieder die schweren Granaten, die wir wegen ihres eigenartigen Knallens beim Rezipieren „Reißer“ nennen. Ihre Wirkung ist unheimlich. Sie verursachen in dem Erdboden einen Trichter von 1 bis 1½ Meter Tiefe und einen oberen Durchmesser von 2—3 Metern. Die Erde ist in dem Trichter gewöhnlich steinhart gebrannt. Wehe dem Geschütz, in das ein solches Geschöß als Volltreffer einschlägt, denn gegen sie sind auch unsere Schutzschilde nutzlos. Glücklicherweise schießen aber die „schwermütigen Gesellen“ von drüben aus so weiten Entfernungen, daß sie nicht zielen können, sie streuen vielmehr nur das meist durch Flieger als Artillerie-Stellung erkundete Gelände ab, sodaß Treffer immerhin selten sind. Mit Vorliebe beschließen sie aber die gewöhnlich hinter der Batterie in Deckung stehenden Prozen, bei denen die Sprengstücke der Granaten weit größere Wirkung ausüben können. Wie am vorübergehenden Tage, so hatten wir auf diese Weise an diesem Tage und den folgenden so ziemlich erhebliche Verluste an Pferden zu beklagen. Bis zur Dämmerung mußten wir in dieser Stellung schon aushalten, mit der stillen Hoffnung, daß dann das Feuer etwas nachlassen würde. Die feindliche Infanterie benutzte aber diese Zeit zu einem Sturmangriff auf unsere Schützengraben, die insolge dessen zurückweichen mußten. Nun gab es natürlich kein Besinnen mehr. „Batterie zurück“, lautete der Befehl, und jedes Fahrzeug, Geschütz und Munitionswagen mußten einzeln den Abhang herab nach den Prozen gebracht werden. Währenddessen überstreute der Feind den Abhang unablässig mit allen Arten von Geschossen, und es ist als ein Wunder zu bezeichnen, daß wir auch an dem Tage nur einige Verwundete hatten. Den beiden anderen Batterien unserer Abteilung war es garnicht mehr möglich, ihre Fahrzeuge aus ihren Stellungen zu bringen, sie zogen nur mit den Mannschaften und den Prozen zurück aus dem Wirkungsbereich des feindlichen Feuers. Glücklicherweise kam der Sturmangriff einige hundert Meter vor unseren Stellungen zum Stehen, sodaß die Geschütze von beiden Batterien in der Nacht zurückgeholt werden konnten. Das war wieder mal ein Sonntag, an den wir alle, die so glücklich sind, aus diesem Feldzuge zurückkehren zu können, immer denken werden. Noch in derselben Nacht gingen wir auf der nächsten zurückliegenden Höhe mit der 1. Abteilung der . . . in Stellung, in der wir uns bis zum Morgenrauen wie die Maulwürfe einbuddelten, denn es war inzwischen der Befehl gekommen, daß diese Stellung unbedingt gehalten werden sollte. Schon früh setzte dann auch ein schwerer Artilleriekampf auf beiden Seiten ein, der fast den ganzen Tag andauerte. Es gelang uns wohl aus dieser weit günstigeren Stellung, die feindliche Infanterie in Schach zu halten, aber gegen die schwere Artillerie waren wir auch hier machtlos. Am Nachmittag erhielten wir den Befehl, auf den vor uns liegenden Höhen von M. nochmals in Stellung zu gehen, wahrscheinlich, um die zurückgewichene feindliche Infanterie besser beschließen zu können. Da der Feind anscheinend unsere Absicht gemerkt hatte, wurden wir schon beim Aufprozen stark beschossen, ein wahrer Hezenabbath ging aber auf uns nieder, als unsere Fahrzeuge das vor uns liegende Tal passierten und auf dem Abhange in Stellung gingen. Trotzdem gab es kein Aufhalten. Der Feind hatte sich ja schon gestern auf diese Stellung genau eingeschossen und er verursachte nun besonders unter den im Felde haltenden Prozen ein wüstes Durcheinander. Die Pferde gingen schließlich durch, es war den Fahrern unmöglich, die Gespanne zu halten. Wie am Tage vorher, unternahm die feindliche Infanterie gegen Abend einen Sturmangriff, wieder mußten unsere Schützen zurück, aber abermals wurde der Angriff einige hundert Meter vor unseren Stellungen abgeschlagen, nur, daß wir diesmal unsere Jäger durch ein wohlgezieltes Schrapnellfeuer wirksam unterstützten. Als dann einige Kompagnien Verstärkung eingetroffen und unsere Prozen sich wieder sammelfunden hatten, konnten wir in der Nacht diese Stellung verlassen, um die dahinter liegende Höhe wieder zu besetzen. Auch an diesem Tage hatten wir glücklicherweise nur einige Verwundete.

In der erwähnten Stellung haben wir dann in einem ab und zu verstärkten Artilleriekampf, in dem wir später durch unsere „Jäger“ unterstützt wurden, bis zum 9. Sept. ausgehalten. An dem Tage erhielten wir mittags den Befehl, die Stellung aufzugeben, weil unser linker Flügel durch die bei St. D. geschlagenen Engländer und die bei R. zurückgetriebene französische Hauptarmee gefährdet erschien. Bekanntlich mußte insolge dessen der gesamte rechte Flügel der nordwestlich R. stehenden 1. Armee zurückgezogen werden. Das geschah selbstverständlich mit der größten Ruhe und Ordnung. Wir gingen erst noch in zwei Aufnahmestellungen, um dem Feind eventl. ein zu lebhaftes Nachdrängen zu verleiden, da das aber nicht geschah, vollzog sich die gewaltige Schwentung ungestört. Wir passierten die Orte M., L., M. und nahmen an den nächsten Tagen westlich S. besetzte Stellungen ein. Dort hatten unsere Truppen unter einem andauernden Regenwetter sehr zu leiden. Inzwischen war auch der Feind gefolgt und seine wiederholten Durchbruchversuche ließen uns die Zeit während der elf Tage, die wir in diesen Stellungen aushalten mußten, wahrhaftig nicht lang werden. Die Infanterie konnte wenigstens in der Nacht abgelöst werden, aber uns Artilleristen blieb nichts anderes übrig, als daß wir uns bei unserem Geschütze so gut wie möglich häuslich einrichteten und gegen das scheußliche Wetter schützten. Gegen die „schweren Gesellen“ von drüben deckten wir uns durch mannshohe Erdwälle und Unterstände. Große Verluste hatten in diesen Tagen besonders unser Inf.-Regt. . . . (das der Herzog von Altenburg selbst führte), Ref.-Inf.-Regt. . . . und . . .

Man gönnte unseren Truppen einige Ruhetage hinter der Front, die glücklicherweise auch vom schönsten Wetter begünstigt wurden, sodaß sich Mannschaften und Pferde sichtlich erholten. Hier erhielten wir auch die ersten Liebesgaben aus der Heimat, und bald war auch der alte frohe Mut wieder bei uns eingekehrt. Seit langem schallten abends vom Lagerfeuer wieder Soldatenlieder durch die Nacht.

Diese angenehmen Tage der Erholung konnten natürlich nicht auf die Dauer sein. Am 28. Sept. kamen wir wieder in die Front zurück und besetzten Verteidigungsstellungen ebenfalls westlich S., die bisher Truppenteile des aktiven . . . Armeekorps innegehabt hatten, die zur Verstärkung unseres rechten Flügels benötigt wurden. Wir haben stark verchanzte Schützengraben, in denen die . . . Ref.-Jäger und Ref.-Inf.-Regt. . . . und . . . auf den vor uns liegenden Abhängen des schönen Wisne-Tales haufen und haben uns mittlerweile auch hier so häuslich wie möglich bei unseren Geschützen eingerichtet. Ebenso wie wir haben sich aber auch die Franzosen auf den jenseitigen Abhängen des Wisne-Tales stark verchanzt, sodaß wir jetzt fast in einem Festungskrieg leben. Hoffentlich bringt er uns bald eine günstige Entscheidung für uns.

Herzliche Grüße Fritz.

Bemerkung des Herausgebers.

Mit der nächsten Nummer denken wir wieder mit der Veröffentlichung der

Merseburger Chronik

und anderer geschichtlicher Aufsätze zu beginnen.

Feldpostbriefe

sollen nur dann abgedruckt werden, wenn sie besonders geeignet erscheinen.

Druck von Th. Köpner, Merseburg.



Merseburger Correspondent.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Bezugspreis: Vierteljährlich 1,20 M. bezgl. 1,50 M. einschließlich Bringerlohn; durch die Post bezogen Vierteljährlich 1,62 M. einschl. Bestellgeld. Einzelnummer 10 Pf.
— Fernsprecher Nr. 324. —

Gratisbeilagen:
Illustriertes Unterhaltungsblatt
Landwirtsch. u. Handelsbeilage
Wissenschaftliches Monatsblatt
Votterielisten — Kurszettel

Angerufen für die ein-...
Raum 20 Pf., im Kleinformat 10 Pf., Schriftsatzgebühren und Anordnungen 20 Pf. mehr. Platzbeschriftung ohne Verbindlichkeit. Schluss der Anzeigen-Nachnahme: 9 Uhr vormittags.
— Geschäftsstelle: Deligrube 9. —

Nr. 20.

Sonntag den 24. Januar 1915.

41. Jahrg.

Das Luftbombardement ist nicht völkerrechtswidrig. — Ein britischer Handelsdampfer von einem deutschen Unterseeboot versenkt. — Fortschritte unserer Truppen in Rußisch-Polen.

Was will England in Afrika?

Die Öffentlichkeit hat bisher den Vorgängen so wenig Beachtung geschenkt, die sich an den Plänen in Afrika abgepielt haben, wo es den Engländern gelungen ist, im Kolonialkrieg Fuß zu fassen. Bekanntlich ist ihnen das außer in Togo in einer Reihe von Kameruner Küstenplätzen sowie in Lüderichbucht in Südwestafrrika gelungen, also in offenen, unverteidigten Orten. Gegen die 60 Soldaten in Duala wurden nach längerer Beschießung 14 000 Mann angelekt!

Die Eincintrugung des Krieges in die afrikanischen Kolonien war an sich bereits ein Verbrechen, das im schroffsten Gegensatz zu dem Inhalt und Sinn der Kongokonvention stand. Belgien, das den Kongostaat zu verlieren hatte, hat es versucht, eine Neutralisierung des konventionellen Kongobereichs, zu dem auch große Teile von Kamerun und Ostafrika gehören, während des Krieges zu erreichen. Frankreich wollte ein, England aber hatte nur ein glattes Nein, worauf auch der französische Vorschlag seine Zurückweisung.

Das war der Anfang! Nun dürfte kein Einseitiger darüber im Zweifel sein, was es für das tropische Afrika bedeutet, wenn sich hier vor den Augen der Eingeborenen das Schauspiel eines Vernichtungskampfes zwischen weißen Völkern abspielt. In Afrika, wo es nur das Prestige der weißen Haut war, das einer Hand voll Europäer die absolute Herrschaft über Millionen schwarzer Menschen sicherte. Dieses Prestige der vollkommenen Besiegung des europäischen Einflusses in Zentralafrika auf Jahrzehnte hinaus, wenn nicht für immer gebrochen werden sollte.

Das oberste Gesetz der Rassenethik heißt in Afrika: schütze das Ansehen des weißen Mannes, und sei es des geringsten; denn was dem einzelnen Weißen an Unbill vom Schwarzen geschieht, dadurch wird weniger er selbst als die ganze Rasse getroffen. Und England? Es heißt, daß das, was dem deutschen Völkchen geschieht, auf ausdrücklichen Befehl der Londoner Regierung erfolgte, nachdem die an Ort und Stelle be-

findlichen englischen Offiziere und Beamten anfangs den zähepolitischen Erwägungen in ihrem Verhalten gegen die deutschen Zivilisten Rechnung getragen haben. England hat, wo es konnte, die Deutschen auf die Stufe der Neger herabgedrückt. In Nairobi, in Britisch-Ostafrika, hat es die Deutschen zusammen mit den eingeborenen Verbrechern im Eingeborenengefängnis eingesperrt, in Westafrika ließ es die weißen Kriegsgefangenen vor den Augen der Schwarzen stundenlang körperliche Arbeiten im Freien verrichten. Durch eingeborene Soldaten haben die Engländer, wie es heißt, den selbstvertreibenden Gouverneur in tagelangen Marsch in die Gefangenschaft eskortieren lassen. Weiße Frauen wurden in Duala von schwarzen Soldaten in ihren Wohnungen verhaftet und abgeführt. Der Bezirksamtmann von Duala führte sie im Triumph durch die belebtesten Straßen von Duala zum Schauspiel für die jubelnden Dualaleute. Schwarze Soldaten waren die vorgehenden Wächter auf dem Leidensmarsch nach England!

So zerstörte man in den Eingeborenen in raffinierter auf deren Dentart aufgebauter Weise die Anschauung von der Rassegleichheit der Weissen, so zeigte man ihnen, daß das große England weisse Menschen, wenn sie Deutsche seien, eben nicht mehr als Weisse anerkenne, daß sie, wie die Diastriener von den herabstehenden Portugiesen lagen, nur „europäische Weisse“ seien!

Im Kopf des einfaches Negers war es allmählich zum festen Anschauungsobjekt geworden, daß slage eine neue Macht stand, das nicht mehr wie früher weiß und englisch identisch war. Um diese Anschauung auszurotten, den verfluchten Eindringling der Macht der deutschen Konkurrenz in Negerbirnen zu bannen, deshalb zog England in den Krieg gegen die deutschen Zivilisten, deshalb erniedrigte es diese soweit wie möglich und führt sie den Eingeborenen mit Triumphhorgeste vor: da seht sie, diese großmächtigen Germans, unsere Sklaven sind sie! Wir das auserwählte Volk! Nur wir, die in Afrika berechnete Herrenrasse! In Lüderichbucht führte englische Staatsweisheit alle Schwierigkeiten ab, indem es die im Vertrauen auf die Gültigkeit ungeschriebenen menschlichen Rechte zurückgebliebenen Zivilisten untergeordnet, Männer, Frauen und Kinder in die Konzentrationslager Südafrikas überführte, nachdem es ihnen vorher ihr Bargeld abgenommen hatte.

Durch einen Teil der Presse und der Öffentlichkeit geht heute ein Geflüster, das uns einreden will, daß sie unmoralisch, daß sie unweidlich! Ob jetzt sollen wir bleiben und um Gottes willen durch Gemütsausbrüche nicht unsere philosophische Erziehung verleugnen! Angefächelt dieser dichtsicheren Reden, dieses sinn- und zwecklosen Indentrotretens des deutschen Namens, wagt man es, den Objektivität zu reden und weinerliche Tiraden über die Unmoral des Jasses zu führen?! Aber ja, es sind ja nur ein paar Deutsche, da weit unten in Afrika! Nicht angenehm für die Betroffenen, aber — na, im Krieg!

Sätten wir ihn nicht schon, diesen heißen Sob, glauben wir noch an die Nichtigkeit unserer linnuadenhaften „Objektivität“, er möchte sich in uns einfressen, nach dem, was uns aus Afrika berichtet wird.

Civis germanus sum! Wird die Schande, die in Duala usw. dem deutschen Namen und damit der Kultur durch England zugefügt ist, nicht so oder so gerächt und zwar in einer Weise, die dem schwarzen Element an Ort und Stelle zeigt, daß deutsche

Kraft und deutscher Wille doch noch mächtiger sind als Englands atavistische Willkür den Zivilpersonen gegenüber, dann sind wir nicht mehr wert, als Kolonialmacht aufzutreten, dann haben wir nicht mehr die Berechtigung, uns als Herrenmächte in Afrika aufzuführen. Oder sollen wir unsere Landsleute der Gefahr aussetzen, daß die Eingeborenen auf sie mit Fingern weisen, als auf Leute, die die Engländer einmal als „europäische Weisse“ behandelt konnten?

Zur Kriegslage.

Das Recht im Luftkriege auf deutscher Seite!

Die englische Presse hat den Angriff unserer Marineflotte auf die Ostküste Englands als völkerrechtswidrig bezeichnet, ebenso wie sie dies immerzeit bei der Beschießung englischer Küstenplätze durch unsere Kreuzer getan hat. Aber Varnhagen hat Stellen aus dem bismarckianisch unterzeichnet. Die deutschen Marineflotten haben sich streng im Rahmen der Haager Landkriegsordnung (Artikel 25) und des Haager Abkommens über die Beschießung durch Seezweckkräfte (Artikel 1 und 2) gehalten. Das Ziel ihrer Operationen war der englische Küstenplatz Great Yarmouth; dieser gehört nach der amtlichen britischen monthly army list zu den „coast-defences“, den Küstenschützungen, die in Friedens- und in Kriegszeit von britischen Landstreitkräften ohne weiteres besetzt werden dürfen. Die Anlagen von unseren Luftschiffen auf ihrer Hin- und Rückfahrt beschießen englischen Küste haben sich dieses Schicksal selbst ausgeschrieben; denn von ihnen aus sind unsere Luftschiffe nicht beschießen worden, so daß es dahingestellt bleiben kann, ob sie auch ohne dies als verteidigte Küste angesehen sind. Abgesehen haben englische Luftschiffe am 9. Dezember die unbesetzte Stadt Freiburg i. V. beschießen und am 25. Dezember die unverteidigte Wohnstadt Intel Vangeoog mit Bomben beworfen, obwohl von dort feinerlei Angriff auf sie erfolgt war. Von einer vorherigen Ankündigung der Wichtigkeit, wie sie in Art. 25 der Haager Landkriegsordnung und in Artikel 2 Abs. 1, Artikel 6 des Haager Abkommens vorgehoben ist, kann nach der Natur des Luftkrieges wie nach der im gegenwärtigen Kriege durch die Einsatzfahrzeuge beider Parteien befoligten Praxis selbstverständlich keine Rede sein. Auch bei dem vorliegenden Anlaß ist es zu bedenken, daß dem Angriff Zivilpersonen zum Opfer gefallen sind. Aber eine solche Möglichkeit kann in die deutschen Streitkräfte nicht abhalten, alle völkerrechtlich zulässigen Mittel gegen einen Feind zu benutzen, dessen Kriegführung mit völkerrechtswidrigen Mitteln rüchloslos auf die Bekämpfung unserer ganzen Volkswirtschaft hinarbeitet.

Wie die englische Presse sich über den deutschen Luftangriff tröstet.

London, 22. Jan. „Daily Mail“ findet es auffallend, daß bei dem Luftangriff die abgeworfenen Bomben, verhältnismäßig wenig an Zahl, von so geringem Umfang waren. Der angerichtete Schaden sei von militärischen Gesichtspunkt aus nicht der Rede wert gewesen. Die Explosionen hätten weder Panik, noch Alarm unter der Zivilbevölkerung erzeugt. Die Unternehmung scheine daher auf den ersten Blick mit einem völligen Nissto geendet zu haben. Aber es behalte die Tatsache, daß Luftschiffe die englische Küste ernstlich bedrohen, indem sie die mondheimliche, windtätige Nacht heimgesucht, und daß sie unversehrt heimgekehrt sind. Es sieht aus, als ob sie nur relaxosierter hätten. Sie haben dann jedenfalls einige Daten gewonnen, die sie nach dieser Versuchsfahrt benutzen werden, und sie wissen sehr gut, was sie bei ähnlichem Wetter tun können. Sie müssen uns vorbereiten und einen Beschuss erwarten, bei welchem die Deutschen eine volle Ladung von Explosivstoffen und Brandbomben mitbringen werden.

Der Marinekorrespondent der „Times“ bespricht den deutschen Luftangriff und schreibt: Es ist möglich, daß die Deutschen durch den Angriff des Ansehens ihrer Luftschiffe, das durch die arbeitslose Halle der Luftschiffe bei dem englischen Angriff auf die deutsche Nordküste gelitten hatte, wiederherstellen und durch den

